ORIENTIERUNG

Nr. 12 71. Jahrgang Zürich, 30. Juni 2007

ASSYRER, DIE HEUTE im nördlichen Europa wohnen – handelt es sich da nicht um einen Irrtum? Doch es gibt sie tatsächlich, denn 70000 Angehörige dieses Volkes, das in vorchristlicher Zeit ein stolzes Reich vorzuweisen hatte, leben heute in Schweden, während sich rund drei Millionen über die ganze Welt verstreut haben. Jenen Fußballclub, der Fans in aller Welt besitzt, nämlich den «Assyriska Fotbollsföreningen», haben 1971 assyrische Einwanderer gegründet, von denen sich die meisten als Arbeiter des Autoherstellers Scania oder des Pharmakonzerns Astra Zeneca an der schwedischen Ostküste angesiedelt haben. Linköping, Norrköping, Örebro und Södertälje sind Zentren assyrischer Einwanderung.

Das Verhängnis dieses Volkes setzte mit dem Zerfall des Osmanischen Reiches ein. Unter der modernen türkischen Herrschaft wurden die Assyrer Opfer von Massakern, aber ihr Schicksal geriet noch stärker als der armenische Genozid in Vergessenheit. In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts jagte erneut eine Welle der Gewalt zahlreiche Assyrer aus der Türkei. Perfiderweise vertrieb das türkische Militär vorerst die Kurden aus ihren Dörfern und hetzte sie danach – unter Aufbietung religiöser Ressentiments – gezielt auf die christlichen Assyrer. In Westeuropa allerdings mußten die assyrischen Flüchtlinge um ihre Identität kämpfen, wurden sie doch amtlich zumeist als Türken oder Kurden registriert. Ihr Versuch, sich selbst als religiöse oder ethnische Gruppe zu identifizieren, ist indessen nirgendwo so gut gelungen wie in Schweden. Ausgerechnet die zweite Generation, die sich sonst zumeist an die fremde Kultur des Einwanderungslandes anpaßt, entdeckt neu die assyrische Kultur und Sprache und leitet eine assyrische Renaissance ein.

Ein unbekanntes, ein anderes Europa

Den Spuren dieser assyrischen Einwanderer kann man in einem Bild- und Textband nachgehen, den das bewährte österreichische Team – der Fotograf Kurt Kaindl und der Autor Karl-Markus Gauss – vorlegt.[1] Keine Volksgruppe erscheint den beiden zu klein, zu gering oder zu abgelegen, als daß sich nicht eine Reise lohnte. Ähnlich wie die Osteuropa-Experten Verena Dohrn oder Karl Schlögel interessieren auch sie sich leidenschaftlich für die Peripherie, den «Rand der Mitte». So tritt hier ein Europa auf, das in der politischen Berichterstattung kaum aufscheint, dem im Welttheater der Prominenz keine Rolle zugewiesen worden ist und das man daher nicht kennt oder längst vergessen hat. Kein Wunder, daß die beredten Schwarzweiß-Aufnahmen dieser Publikation in andere Zeiten zu entführen scheinen, deren Menschen sich mit bescheidenen, ja oft ärmlichsten Lebensverhältnissen abfinden müssen, als ob sich die Dritte Welt in der Ersten eingenistet hätte.

Was Gauss und Kaindl diesmal fesselt, sind kleine und kleinste Sprachgruppen, die sich – bedingt durch historische Migrationsbewegungen – weit von ihrem Herkunftsland entfernt haben und heute in ihrem Gastland ein Inseldasein führen: die einen geduldet, die anderen bekämpft. So fällt ein Licht auf die Memeldeutschen und Tataren in Litauen, die Zipser Sachsen und die Degesi in der Slowakei, die Schwarzmeerdeutschen in Odessa und Umgebung, die Zimbern in Italien. Diese letztgenannte Sprachgruppe hat das älteste noch erhaltene Deutsch vorzuweisen und lebt auf der Hochebene von Asiago, südwestlich von Trento/Trient. Während die jüngeren Zimbern heftig für ihr Zimberntum kämpfen und eine eigentliche Zimbernforschung betreiben, um die eigene Geschichte und Kultur vor dem Verschwinden zu retten, sind solch vitale Regungen anderen Minoritäten fremd. Die Zipser Sachsen etwa, deren Vorfahren nicht allein aus Sachsen, sondern auch aus Schlesien, Franken und Flandern stammen und seit dem 12. Jahrhundert dem Ruf des ungarischen Königs gefolgt sind, sprechen ihr Deutsch nur noch im Familienkreis. Am Rand mancher Zipser Städte, etwa in Svinia, haben sich heute zudem Slums ausgebreitet, so daß einst schmucke Städte wie Levoca/Leutschau oder Kežmarok/Käsmark schmerzliche Trennlinien aufweisen: hier der slowakische, einst deutsche Teil, dort die Siedlungen der Roma. Innerhalb dieser verachteten Minderheit aber lebt ein noch weit

LITERATUR/EUROPA

Ein unbekanntes, ein anderes Europa: Zu einer Publikation von *Kurt Kaindl* und *Karl-Markus Gauss* – Texte und Photographien – Assyrer in Europa? – Der Rand der Mitte – Kleine und kleinste Sprachgruppen – Historische Migrationsbewegungen – Ein Inseldasein – Wenn Vergangenheit und Zukunft abhanden gekommen sind – Jenseits der Fortschrittseuphorie.
Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri b. Bern

DAOISMUS

Das Leben des Menschen ist wie ein Lichtstrahl ...: Zur ersten vollständigen Übersetzung des chinesischen Klassikers Zhuangzi ins Niederländische – Eine Meisterleistung des Sinologen *Kristofer Schipper* – Wissenschaftlich fundiert und kritischer Exegese genügend – Zur allgemeinen Übersetzungssituation – Zu den Forschungen von K. Schippers – Vertraut mit dem sogenannten Volksdaoismus – Studien zu daoistischen Riten – Konkordanzen der daoistischen Schriften – Zhuangzi und seine Schule – Zur Frage der Autorschaft – Zur Welt- und Naturauffassung im Daoismus – Parabeln und Geschichten – Suchende Ehrlichkeit. *Knut Walf, Nijmegen*

REISEBERICHT

Partisanen des Jenseits: Gespräche mit einem Athos-Mönch – Der langwierige und mühsame Weg zur Mönchs-Republik – Eine reine Männergesellschaft – Gast im Kloster Vatopedi – Eine mehr als tausendjährige Geschichte – Der «Heilige Berg» in der Tradition der Religionen – Erinnerungen und Träume – Gottesdienst mit den Mönchen – In der Tradition des Johannes Chrysostomos – Wiederbelebung des Klosters in den neunziger Jahren – Wie Pater Matthew auf den Athos kam – Der Weg zur orthodoxen Tradition – Die Rolle des «geistlichen Vaters» – Die mystische Tradition des Hesychasmus – Der Berg Athos im zwanzigsten Jahrhundert – Das Aufenthaltsverbot für Frauen – Die Militanz der Mönche von Espherigmenou – Zur Existenzform des Mönches. *Manuel Gogos, Bonn*

KIRCHENTAG

«Lebendig und kräftig und schärfer»: Zum 31. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Köln – Die Kirchentags-Losung und ihr Kontext – Zu den Bibelarbeiten – Wie hältst du's mit der Religionsfreiheit? – Der Disput zwischen Bischof Wolfgang Huber und den Vertretern muslimischer Organisationen – Unteilbarkeit der Religionsfreiheit – Neutralität des Staates und die gesellschaftliche Verantwortung von Religionsgemeinschaften – Lernprozesse in der Auseinandersetzung um das Abendmahl – Kritik an einer «Ökumene der Profile» – Die Bedeutung eines differenzierten Konsenses – Die Zukunft der Religionen in Europa – Der Ruf nach Heiligendamm – G8-Gipfel und die Millenniumsziele (*vgl. Kasten*) *Nikolaus Klein*

mehr verabscheutes Volk: die Degesi, die nicht wissen, woher sie kommen, wohin sie gehen werden. Vergangenheit und Zukunft sind ihnen abhanden gekommen.

Jenseits der Fortschrittseuphorie

Düster gefärbt ist auch das Lebensgefühl der Schwarzmeerdeutschen. Die ersten deutschen Gruppen waren um 1800 im Gebiet von Odessa eingetroffen; sie sollten auf den Ruf des Zaren hin das Hinterland besiedeln und wirtschaftlich nutzen. Aber in den Umwälzungen des Ersten und Zweiten Weltkriegs stempelten die Machthaber diese einst begehrten Ansiedler zu Unliebsamen. Nach 1945 wurden Hunderttausende nach Kasachstan, Kirgisien oder Usbekistan deportiert. Als die Ukraine in den neunziger Jahren aus der Union der Sowjetvölker ausschied, forderte sie die einstigen Schwarzmeerdeutschen zur Rückkehr aus den zentralasiatischen Republiken auf. Im ukrainischen Niemandsland entstanden Containersiedlungen, in denen sich die Rückkehrer auf ihren Aufstieg im Aufbaukapitalismus der Ukraine vorbereiten sollten. Doch die meisten möchten nach Deutschland weiterreisen, bleiben allerdings in den Übergangslagern hängen. Das Provisorium droht zum Dauerzustand zu werden.

Die einzelnen Sprachgruppen werden mit einem kurzen, prägnanten Text, der Lust auf mehr weckt, eingeführt und danach in einem ausgiebigen Bildteil vorgestellt. Leider fehlen Hinweise auf zusätzliche Literatur, und auch die schematischen kartographischen Angaben erscheinen allzu rudimentär. Doch erweist sich diese Publikation als ein wichtiges Zeugnis für Sprachgruppen, die in Zeiten des Gleichmachers «Fortschritt» in einem ganz anderen Europa leben.

Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri b. Bern

[1] Kurt Kaindl, Der Rand der Mitte. Reisen ins unbekannte Europa. Texte von Karl-Markus Gauss. Edition Fotohof im Otto Müller Verlag, Salzburg 2006. Vgl. auch: Kurt Kaindl, Die unbekannten Europäer. Fotoreise zu den Aromunen, Sepharden, Gottscheern, Arbëreshe und Sorben. Mit Texten von Karl-Markus Gauss. Edition Fotohof im Otto Müller Verlag, Salzburg 2002; Karl-Markus Gauss, Die versprengten Deutschen. Unterwegs in Litauen, durch die Zips und am Schwarzen Meer. Zsolnay Verlag, Wien 2005; Harald Haarmann, Weltgeschichte der Sprachen. Von der Frühzeit des Menschen bis zur Gegenwart. (beckscheе reihe). Verlag C.H. Beck, München 2006.

Das Leben des Menschen ist wie ein Lichtstrahl ...

Zur ersten vollständigen Übersetzung des chinesischen Klassikers Zhuangzi ins Niederländische

Im Februar dieses Jahres ist die erste vollständige Übersetzung des daoistischen Klassikers Zhuangzi (Dschuang Dse) ins Niederländische erschienen.[1] Sie ist die vermutlich größte Leistung des inzwischen emeritierten niederländischen Sinologen Kristofer Schipper[2], der lange Zeit an der Sorbonne Geschichte der chinesischen Religionen sowie an der École Pratique des Hautes Études in Paris lehrte. In den letzten Jahren seiner Hochschullehrertätigkeit war er Professor an der Universität Leiden. Während seiner Pariser Zeit wollte K. Schipper den Zhuangzi mit Hilfe des Dichters Guy Bonnefoy in die französische Sprache übersetzen. Diese Zusammenarbeit führte jedoch zu keinen befriedigenden Ergebnissen. So entschloß sich K. Schipper, Sohn einer niederländischen Kinderbuchautorin, den Zhuangzi in seine Muttersprache zu übersetzen.

Diese Übersetzung verdient nun nicht nur wegen ihrer Qualität auch außerhalb des niederländischen Sprachraums Aufmerksamkeit. Ihre vornehmliche Bedeutung ist darin zu sehen, daß sie eine der ganz wenigen Übersetzungen überhaupt in eine so genannte westliche Sprache darstellt, die wissenschaftlich fundiert ist und den Ansprüchen einer kritischen Exegese voll entspricht. Obgleich das Buch Zhuangzi nicht nur neben dem Daodedjing (Tao-Te-King) des Lao Zi (Laotse), auch Buch Laozi genannt, das zentrale Buch der daoistischen Tradition und des daoistischen Kanons, sondern auch eines der bedeutendsten Bücher der chinesischen Literatur überhaupt ist, gibt es erstaunlicherweise nur sehr wenige und gute Übersetzungen in westliche Sprachen. Auf Englisch bzw. Amerikanisch liegen die beiden einzigen, den wissenschaftlichen Standards entsprechenden Gesamtübersetzungen vor, die von Burton Watson (1968) und Victor H. Mair (1994).[3] Auf Französisch erschien 1969 eine Übersetzung des gesamten Zhuangzi durch Liou Kia-Hway, und in deutscher Sprache gibt es nur die alte, wenn auch verdienstvolle Übersetzung von Richard Wilhelm (1912). Will man heute den Zhuangzi in einer verantwortbaren deutschen Ausgabe lesen, kommt nur die Fassung von Victor H. Mair in Frage, durch Stephan Schuhmacher aus dem Amerikanischen übersetzt (1998).[4] Leider aber ist sie z.Zt. vergriffen, so daß man weiterhin auf die Übersetzung von R. Wilhelm angewiesen ist (letzte Ausgabe 2006).[5] Was eine akzeptable deutsche Übersetzung betrifft, muß man die derzeitige Situation als unbefriedigend betrachten, und es spricht sicher nicht für die Sinologie in den deutschsprachigen Ländern, daß die Situation so ist, wie sie nun einmal ist.

Kristofer Schippers Forschungen

Ähnlich wie andere Übersetzer veröffentlichte K. Schipper zunächst eine Teilübersetzung, nämlich die des ersten Teils des Zhuangzi, der sogenannten Inner Chapters oder Inneren Kapitel bzw. Inneren Schriften[6], da diese dem historischen Zhuang Zi[7] zugeschrieben werden und ihnen deshalb ein höherer Grad an Authentizität zugeschrieben wird. Da K. Schipper kurz nach seiner Emeritierung im Jahre 1999 nach China umzog und sich dort dem Aufbau einer wissenschaftlichen Bibliothek für westliche Literatur[8] widmet, verzögerte sich die Übersetzung des gesamten Zhuangzi.

K. Schipper hat sich zeit seines Lebens nicht nur wissenschaftlich mit dem Daoismus befaßt. Viele Jahre lebte er auf Taiwan, wurde dort von einer Familie von Dao-Meistern adoptiert, so daß er 1968 nach entsprechender Ausbildung und Studien zum Dao-Meister (oder «Priester») in der Zhengyi-Schule ordiniert wurde; er hat also den sogenannten Volksdaoismus miterlebt und -gelebt. Ergebnis und Zeugnis dieser Zeit war sein Buch «Le corps taoïste. Corps social et corps physique» (1982), das später auch in Italien (1983), den Niederlanden (1988) und den USA (1993) erschienen ist. Dieses leicht lesbare Buch vermittelte zahlreichen Lesern im Westen einen ersten und verständlichen Zugang zu daoistischen Vorstellungen und in die daoistische Begriffswelt. Dafür zeugen sicher auch die hohen Auflagen dieses Buches, in den Niederlanden immerhin sechs. Während seiner Pariser Zeit veröffentlichte K. Schipper zahlreiche wissenschaftliche Werke,

[1] Kristofer Schipper, Zhuang Zi – De volledige geschriften. Het grote klassieke boek van het taoïsme. Uitgeverij Augustus, Amsterdam-Antwerpen 2007. 439 S., Euro 39,90 (ISBN 978 90 457 0085 4).

[2] Kristofer Marinus Schipper, 1934 in Schweden geboren. Er wird auch Rik Schipper genannt, sein chinesischer Name lautet Shi Zhouren.

[3] Burton Watson, The complete works of Chuang-tzu. Columbia University Press, New York 1968, [2]1971; Victor H. Mair, Wandering on the Way: Early Taoist Tales and Parables of Chuang Tzu. Bantam, New York 1994.

[4] Victor H. Mair, Zhuangzi – Das klassische Buch daoistischer Weisheit. Frankfurt/M. 1998.

[5] Richard Wilhelm, Dschuang Dsi – Das wahre Buch vom südlichen Blütenland. (Diederichs Gelbe Reihe 14). Diederichs, München 2006.

[6] Kristofer Schipper, Zhuang Zi – De innerlijke geschriften. Meulenhoff, Amsterdam 1997.

[7] Die heute verwendeten Schreibweisen sind Zhuangzi für das Buch und Zhuang Zi für den Verfasser.

[8] Library of the Western Belvedere, Universität Fuzhou (www.xiguan.net)

insbesondere über daoistische Riten, sowie Konkordanzen daoistischer Schriften bzw. Bücher.
Da die daoistische Tradition geradezu antihistorisch ist, dürften Forschungen wie die von K. Schipper und anderen Wissenschaftlern in den westlichen Ländern eine notwendige Bereicherung des Wissens um ihre Ursprünge und Entwicklungen sein. Wie notwendig derartige Untersuchungen einer kritischen Exegese sind, kann man bei Treffen von chinesischen und westlichen Experten des Daoismus immer wieder feststellen. So haben auch erst neuere Forschungen westlicher Wissenschaftler den Nachweis erbracht, daß das Buch, das dem Zhuang Zi traditionell zugeschrieben wird, nicht das Werk eines Einzelnen ist, sondern das einer ganzen Schule, die sich ungefähr hundert Jahre lang im 3. Jahrhundert vor Christus in China entwickelte. Im Unterschied zu den meisten philosophischen Schulen des antiken China hat der Zhuangzi keinerlei politische Zielsetzung. Im Unterschied zum kurzen Text des Laozi ist der Zhuangzi ein für das Altertum recht umfangreiches Werk «mit Kurzgeschichten, philosophischen Reflexionen, Dialogen, mystischen Gedichten und wissenschaftlichen Beobachtungen, alle gespickt mit wunderlichen und humoristischen Elementen» (Schipper 12). Der Zhuangzi ist von tiefer Skepsis gegenüber dem menschlichen Erkenntnisvermögen geprägt: «Wir wissen, was wir tun, aber wir wissen nicht, warum wir tun, was wir tun.» (Kap.XXIX, 3) Gemäß K. Schipper ist der Laozi ein Gesang, der Zhuangzi hingegen eher zu vergleichen mit einer Sinfonie oder gar mit einem ganzen Konzert.

Zhuangzi und seine Schule

In einer umfangreichen Einleitung (9-39) beschreibt K. Schipper die Entstehungsgeschichte des Zhuangzi im historischen und geographischen Kontext Chinas in der Zeit zwischen 360 und 300 v.Chr. Im Unterschied zu den meisten anderen Interpreten des Zhuangzi betont Schippper den religiösen Hintergrund des Buches, die Verehrung der «Unsterblichen» im frühen Daoismus, ihre Legenden und die mystischen Praktiken, die damit verbunden waren: «Ebenso wie dies in unserem Altertum der Fall war, kam zunächst die Mysterienreligion auf und erst danach die Philosophie.»(22f.) Dennoch gibt es nach K. Schipper zumindest einen erheblichen Unterschied zwischen China und Hellas: «Es bestehen Dinge, die wir wissen können, weil wir sie beweisen können. Aber schließlich gibt es auch viele Dinge, die wir wissen, ohne dass wir sie beweisen können oder müssen. Und es gibt auch sehr viele Dinge, die wir nicht wissen und niemals kennen werden, und die sind oft wichtiger als die Dinge, die wir wohl kennen.» (27) Eine derartige Einsicht lebt eher im Denken des Alten China: «Anstelle des kausalen Denkens, das die Logik der griechischen Philosophie und Wissenschaft kennzeichnet, entscheidet sich der Daoismus für die ‹korrelative Logik›. Grundlage der korrelativen Logik ist ein Klassifikationssystem, das auf der Beobachtung der Natur und deren dynamischen Gesetze gegründet ist, wie diese im universellen Transformationsprozess verkörpert werden, dem ewigen Kreislauf des Dao.» (ebd.) Dementsprechend werden im Zhuangzi keine ontologischen, sondern erkenntnistheoretische Fragen behandelt. Bei Zhuang Zi finden sich mehrere Aussagen, die wohl die frühesten Beispiele der Sorge um die Erhaltung der Natur sind.[9] K. Schipper weist öfters auf die Bedeutung der daoistischen Vorstellung vom Chaos hin, aus dem letztlich alles seinen Ausgang nimmt. Im Zhuangzi tritt sehr oft Konfuzius auf, in aller Regel als Lernender. In gewisser Hinsicht ist diese Sammlung also auch eine Auseinandersetzung zwischen konfuzianischen und daoistischen Weltinterpretationen. Überdies hatte der Zhuangzi großen Einfluß auf die Ausprägung des chinesischen Buddhismus, besonders in der Form des Zen (Chan). Auch kam der Sammlung eine hohe Bedeutung für den Neo-Konfuzianismus der Song-Zeit (960-1280 n.Chr.) zu.
Der Zhuangzi ist – wie gesagt – nicht das Werk nur einer Person. Er ist auch nicht ein in sich geschlossenes Werk, sondern eine Textsammlung, die auf mündliche Überlieferungen gegründet ist.[10] Er wird traditionell in drei Gruppen eingeteilt, die Inneren Schriften (Kap.1-7), deren Autorschaft dem historischen Zhuang Zi zugeschrieben wird, die Äußeren Schriften (Kap.8-22) sowie die Gemischten Schriften (Kap.23-33), die wohl zum großen Teil aus der Schule des Zhuang Zi stammen. Dennoch muß hervorgehoben werden, daß die Autorschaft praktisch aller Teile noch immer undeutlich ist, und eine annähernde Klärung dieser Fragen noch große Anstrengungen erfordert. K. Schipper gibt sich alle Mühe, den aktuellen Kenntnisstand darzulegen (31-32). Er teilt den Text in fünf Gruppen ein. Seiner Auffassung nach ist die Entstehung der Inneren Schriften in das 4. Jahrhundert v.Chr. zu datieren. Sie bilden mit Ausnahme von Kapitel 4 ein geschlossenes Ganzes (Gruppe 1). Auch stammen mehrere Kapitel der Äußeren Schriften wohl von ein und demselben Verfasser, durch A.C. Graham «der Primitivist»[11] genannt (Gruppe 2). Wieder andere Teile der Äußeren wie der Gemischten Schriften sind synkretistischen Charakters, also nicht rein daoistisch geprägt (Gruppe 3). Eine vierte Gruppe von Kapiteln nimmt Themen der Inneren Schriften auf und stellt sie ausführlicher dar. Schließlich formen die Kapitel 28-32 eine fünfte Gruppe. Sie besitzen zwar einen ganz eigenen Stil, doch kann K. Schipper sich nicht A.C. Grahams Auffassung anschließen, der Autor dieser Kapitel sei ein chinesischer Epikureer gewesen.
K. Schippers Einteilung der Kapitel weicht gelegentlich von der anderer Übersetzungen ab, was übrigens auch für diese untereinander gilt. Das erschwert das Aufsuchen von Textstellen und deren Vergleich. K. Schipper hat seiner Übersetzung eine «Suchliste der Themen» beigefügt, die allerdings wenig hilfreich für das Auffinden von Textstellen ist. B. Watsons Ausgabe ist ein recht ausführlicher Sach-und Personenindex angefügt, ein weniger ergiebiger der Teilübersetzung von A.C. Graham.

Geschichten so inahltsreich, daß sie kein Ende finden

In seiner Einleitung grenzt K. Schipper auch das geographische Gebiet ab, in dem der Zhuangzi zusammengestellt wurde. Der historische Zhuang Zi war ein einfacher Mann, Schreiber in einem Lackbaumgarten in Meng im damaligen Staat Song, einem Gebiet in den heutigen Provinzen Henan und Shandong.[12] Das berichten der «Shiji», Annalen des Großen Geschichtsschreibers, des Sima Qian (140-83 v.Chr.).
Ganz am Ende des Buches bzw. der Sammlung Zhuangzi (Kap. XXXIII, 9) steht eine gute Beschreibung des Zhuang Zi, die in anderen Übersetzungen fehlt: «Mit extravaganten Ausführungen, absurder Sprache und Geschichten ohne Anfang und Ende (eigentlich: ohne Kopf und Schwanz) ließ er seinen freien Lauf für alles, was in einem bestimmten Augenblick in ihm aufkam, ohne Anmaßung und ohne den Drang, die Dinge nur einseitig anzuschauen.
Weil er alles unter dem Himmel wie einen tiefen Pfuhl sah, fand er, dass es keinen Sinn hatte, eine ernste Sprache zu gebrauchen. Vielmehr verwendete er amüsante Worte für ungezwungene Geschichten, bedeutende Worte für die Echtheit und Pseudonyme, um allem eine große Bedeutung zu geben. Er war einzigartig in der Art und Weise, wie er mit dem spirituellen Wesen von Himmel und Erde umging. Dennoch war er niemals gegenüber seinen Mitgeschöpfen anmaßend. Er fing keinen Streit über unversöhnliche Standpunkte an, sondern hielt an den Sitten und Gewohnheiten seiner Zeit fest. Obwohl seine Schriften gleich bizarren

[9] Z.B. Kap.XI, 4

[10] K. Schipper vergleicht den Zhuangzi mit den «Erzählungen der Chassidim», herausgegeben von Martin Buber (31). Buber wiederum war vom Zhuangzi fasziniert und veröffentlichte Teile des Buches: Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse. Insel, Leipzig 1910. Er hatte sie aus der englischen Ausgabe von Herbert A. Giles übersetzt (Chuang Tzu: Mystic, Moralist, and Social Reformer. Bernard Quaritch, London 1889).
[11] Angus Charles Graham, Chuang-tzu. The Inner Chapters. Allen & Unwin, London-Boston 1981, 28.
[12] In der Provinz Shandong lag das sogenannte deutsche Pachtgebiet Kiautschou (1898 bis 1914), wo auch Richard Wilhelm lange Zeit lebte.

Edelsteinen erscheinen, sind sie gut zusammengefügt und verursachen keinerlei Verwundungen. Seine Geschichten springen vom Hundertsten ins Tausendste, doch sind sie humorvoll und gut zu lesen. Sie sind so inhaltsreich, dass sie kein Ende finden. Zhuang Zi nimmt uns mit in höhere Sphären, um dort zusammen mit dem Schöpfer umherzuschweifen und danach abzusteigen und Freundschaft zu schließen mit denjenigen, die Leben und Tod verbannt haben, und für die es keinen Anfang und kein Ende mehr gibt. Was den Ursprung angeht, ist seine Auffassung sowohl umfassend, grandios und offen wie auch tief, glänzend und frei. (...) In seinem kreativen Werk und in seiner Studie über die Schöpfung hat er für immer gültige Prinzipien vorgetragen, und sein Ansatz wird nicht verworfen werden. Dunkel! Mysteriös! Noch hat niemand ihn vollständig ergründet.»

Suchende Ehrlichkeit

K. Schippers Übersetzung zeichnet aus, daß sinologische, philosophische wie religionswissenschaftliche Kenntnisse gebündelt werden und sie dadurch eine neue Qualität gegenüber anderen Übersetzungen erreicht. Man ist immer wieder überrascht, wenn K. Schipper in den beigefügten Anmerkungen (Fußnoten) mit recht wenigen Worten Textpassagen verständlich interpretieren kann. Aber immer wieder weist er auch darauf hin, gewisse Textstellen nicht oder nur ungenügend erklären zu können. In gewisser Weise zeichnet er sich gerade dadurch als Daoist aus. Denn an zahlreichen Stellen des Zhuangzi wird die suchende Ehrlichkeit der daoistischen Tradition deutlich, etwa in Kapitel II, 3: «Vielleicht gibt es einen wahren Herrscher, aber es ist absolut nichts von ihm zu sehen. Man kann in vollstem Vertrauen handeln, dass er existiert, aber niemals wird man seine Form schauen. Denn er hat zwar Wesenheit, aber keine Form.» An anderer Stelle heißt es: «Zu sagen, dass ‹kein Macher› war oder dass ‹jemand es tat›, sind lediglich Vermutungen, die aus unseren Zweifeln entstehen. Betrachte ich die Sache vom Anfang her, dann sehe ich eine unendliche Vergangenheit. Und suche ich danach im Ende, dann finde ich eine unbegrenzte Zukunft.» (Kap.XXV, 10) K. Schipper kennzeichnet deutlich korrupte Textstellen oder falsche und/oder nachträgliche Einfügungen bzw. Änderungen. Wenn die Bedeutung eines Namens oder einer Bezeichnung unsicher ist, läßt er diese unübersetzt stehen.

Auch übersetzt K. Schipper zentrale Aussagen gelegentlich anders als in den bisherigen Übersetzungen. Als Beispiel sei folgende bedeutsame Passage in Zhuangzi XXII, 5 genannt. Er übersetzt: «Das Leben des Menschen zwischen Himmel und Erde ist wie ein Lichtstrahl, der durch eine Öffnung in der Mauer fällt: ein Augenblick und es ist vorbei.» In anderen Übersetzungen steht statt Lichtstrahl «weißes Fohlen» (white colt, poulain blanc). Richard Wilhelm übersetzt mit «der Schein eines weißen Rosses». In Kap.XXIX, 1 findet sich eine beinahe gleichlautende Stelle, die K. Schipper allerdings so wie auch andere Übersetzer wiedergibt: «Nimm dieses zeitliche Sammelsurium und füge es in die Mitte der Unendlichkeit, und es geht wie ein Blitz vorbei, wie ein galoppierendes Pferd, das man durch einen Spalt in der Mauer vorbeikommen sieht.» In zahlreichen Passagen werden deutliche Unterschiede wahrnehmbar zwischen der auch religionswissenschaftlich verantwortbaren Übersetzung K. Schippers im Vergleich zu anderen, «nur» sinologisch exakten Zhuangzi-Ausgaben. Man vergleiche einmal eine Aussage in Kap.XXVII, 5. K. Schipper übersetzt: «Wir werden geboren, um zu sterben. Es besteht eine Ursache, weswegen wir sterben, aber es gibt keine Ursache für eine Wiedererweckung des Lebens.» In V.H. Mairs Übersetzung lautet das dann folgendermaßen: «Das Leben hat seine Aktivitäten, und das ist der Tod. Die Menschen alle sollten gewarnt sein, daß es eine Ursache für ihren Tod gibt. Doch die Yang-Qualität ihres Lebens ist ohne Ursache.»[13]

K. Schipper übersetzt auch drastische Stellen angemessen, solche die in anderen Übersetzungen purgiert wurden. Zudem bringt er Textpassagen, die in anderen Übersetzungen fehlen. Deshalb ist seine Übersetzung eben von besonderer Qualität, so daß sie auch für Übersetzungen in andere Sprachen in Betracht kommt. Trotz vieler Zweifel über die Zuverlässigkeit der Übertragung von Übersetzungen in Drittsprachen kann man angesichts der bereits erwähnten Situation ausnahmsweise dafür plädieren. Oder man muß halt Niederländisch beherrschen, um diese Übersetzung im Original genießen zu können. *Knut Walf, Nijmegen*

[13] Victor H. Mair, Zhuangzi (vgl. Anm. 4), 385.

PARTISANEN DES JENSEITS

Gespräche mit einem Athos-Mönch

Seit über tausend Jahren entziehen sich die Athos-Mönche der Welt, um für sie zu beten. Es ist darum gar nicht leicht, Zutritt zu diesem Heiligen Bezirk gewährt zu bekommen. Zumindest sechs Monate betragen die Anmeldefristen für Christen aus dem Ausland. Frauen ist die Einreise prinzipiell verboten. Als mir endlich das «Diamonitirion» erteilt wird, reise ich von Thessaloniki über den östlichsten Finger der Chalkidiki bis nach Ouranopolis hinunter. Die «Himmelsstadt» markiert die Grenze zur Mönchsrepublik, über Land kommt man von hier aus nicht weiter, der Weg endet im letzten Urwald des Mittelmeers. Man kommt nur über den Seeweg hinein. Erst als die Winde sich etwas legen, geht die altertümliche Fähre ab. Sie hält sich nah an der Küste. 20 byzantinische Klosteranlagen nisten in den Steilwänden, von denen eine nach der anderen in den Blick kommt. Mit ihren kühn aufragenden Mauern und schwindelerregenden Holzbalustraden erinnern sie mich an tibetische Klöster im Himalaja. Bis zu vierhundert Meter fällt der Weg steil ab ins Meer, der zu ihnen führt. Das Rückgrat der Halbinsel bildet ein Waldgebirge. Es wirkt wie das Rückgrat eines urzeitlichen Tiers, an dessen Kopfende sich der mächtige Gipfel des «Heiligen Berges» zweitausend Meter direkt aus dem Meer erhebt.

In manchen Jahren ist der Athos bis in den Mai hinein von Schnee bedeckt. An klaren Tagen soll Konstantinopel zu sehen sein. Auf seinem Gipfel steht eine kleine Kapelle, die der Verklärung Christi geweiht ist. Einmal im Jahr, am 6. August, dem Fest der metamorphósis, steigen die Mönche den 2033 Meter hohen Berg hinauf, um hier eine nächtliche Liturgie zu feiern. Der Heilige Berg im Norden Griechenlands, der schon den alten Griechen als Wohnsitz der Götter galt, ist für die christlichen Mönche der Ort, wo die Erde den Himmel berührt, wo sie ihre Sprünge ins Reich Gottes üben können. Der frühere griechische Kultusminister und Athener Theologe Nikolaos Luvaris hat über die Verfaßtheit der Griechisch-Orthodoxen gesagt: «Konstantinopel ist das Haupt, und der Athos ist das Herz unserer Welt.»

Wir legen in dem kleinen Hafen Daphni an. Man findet sich inmitten einer reinen Männergesellschaft aus Mönchen, Soldaten und Arbeitern. Ein alter Mönch verkauft selbstgeflochtene Gebetsketten. Er hat vergessen, wann er angefangen hat, das zu tun. Von Daphni aus kann man in ein kleineres Boot umsteigen, um die Klöster Grigoríou, Símonos Pétra und Dionysiou zu erreichen – oder sogar am Fuße des Athos das Kap zu umrunden. Hier, in der sogenannten «Eremia» – der Wüste aus blendend weißem Kies – haben die Eremiten bis heute ihre Höhlen. Gehorsam dem Buch Hosea: *Ich will dich umwerben und in die Wüste entführen. Dort werde ich zu deinem Herzen sprechen.* Jeeps treffen in Daphni ein und der einzige Bus, der mich mit Mönchen und Pilgern in die «Hauptstadt» Karyés bringt. Eine hochtourige Fahrt über Schotterpisten beginnt. Immer wieder gibt der Hochwald aus silbernen

Kastanien den Blick aufs Meer frei. Mit dem Marmorgipfel im Rücken bekommt die Landschaft etwas Großartiges. Unterwegs höre ich die Geschichte von einem Deutschen, der auf dem Athos verschollen war. Er konnte gerade noch einen Notruf per Handy abgeben, aber die Rettungsmannschaften haben ihn einfach nicht finden können. Ein Mönch des Klosters Agios Paulos am Fuße des Berges hat davon gehört. Er hat sich auf eigene Faust auf den Weg gemacht und den Mann tatsächlich finden und retten können. Daß hier auch heute noch Wunder geschehen, will ich gerne glauben. Über die Höhe fahren wir auf der anderen Seite wieder hinunter ans Meer. Hier liegt das Kloster Vatopedi, das Ziel meiner Reise.

Gast im Kloster Vatopedi

Das Kloster wurde um 980 von Athanassios gegründet. Der Athonit erarbeitete damals eine strenge Regel, die sich in allen wichtigen Punkten an das berühmte Studíonkloster von Konstantinopel anlehnte. Sie ist bis heute verbindlich. Es ist diese Tradition des Byzantinischen Reiches, der die Mönche unverbrüchliche Treue geschworen haben. Die Klöster nahmen einen ungeheuren Aufschwung. 1046 erhält der Athos seine Verfassung, die bis heute in Kraft ist. Erstmals wird dem Athos der offizielle Titel Heiliger Berg – Àjion Òros – verliehen. Vatopedi ist – nach der Megistri Láwra – bis heute das zweite in der Hierarchie. Es ist das größte und wohlhabendste Kloster auf dem Athos. Und in mancherlei Hinsicht auch das fortschrittlichste. Seine Mönche waren die ersten, die den Gregorianischen Kalender einführten, und elektrisches Licht. Der 35 Meter hohe Uhrturm, der aus dem in die Küste eingebetteten Sommerpalast aufragt, ist das Wahrzeichen von Vatopedi. Die mehrstöckigen Aufbauten mit Wohntrakten und Wirtschaftsgebäuden wirken wie eine intakte mittelalterliche Stadt.
Der Archondaris – der Gästepater – heißt mich und die anderen Gäste willkommen. Es ist üblich, zur Erfrischung einen Raki auszugeben und das süße Loukoumi zu reichen. Vierhundert Jahre Türkenherrschaft haben ihre Spuren hinterlassen. Ich werde gebeten, ein paar Minuten zu warten. Die Galerie ist behutsam renoviert worden. Solche holzgetäfelten Decken sieht man sonst vielleicht nur noch im Topkapi-Serai in Istanbul. An der Wand sieht man ein Ölgemälde des Athos, umkreist von Schaufelraddampfern. So muß es hier ausgesehen haben, als die russische Schickeria anfangs des 20. Jahrhunderts ihre Wochenendausflüge zum hiesigen Russenkloster unternahm. Daneben hängt eine Ikone, auf der eine riesenhafte Maria inmitten des Athos thront. Ihr ist der Athos geweiht. Sie duldet hier keine anderen Frauen neben sich, weshalb selbst die Kaiserin Katherina nicht hat an Land gehen dürfen.
Pater Matthew kommt. Er wird mich in diesen Mikrokosmos einführen. Ich folge ihm durch ein Labyrinth aus Höfen, Treppen und alten Mauern. Ich kann mich der Faszination einfach nicht entziehen, wenn ich über diese alten Steinwege gehe. Das Kloster mit seinen trotzigen Türmen gleicht eher einer Festung als einer friedvollen Behausung von Mönchen. Das äußere Tor ist zweifach mit Eisen beschlagen, da sollten sich osmanische Piraten und katalanische Söldner die Zähne dran ausbeißen. Die Hälfte der heute auf dem Athos existierenden Klöster ist über tausend Jahre alt. Die Mönche haben von der Europäischen Union Geld erhalten, um ihre tausend Jahre alten Klöster zu erneuern. Und das tun sie. Man sieht Mönche als Bauherrn, als Manager, das Handy wäre nicht wegzudenken. Der Athos ist eine Großbaustelle, überall liegt Baumaterial, finanziert von staatlichen und europäischen Fördermitteln. Endlich erreichen wir den Gäste-Raum. Kein Luxus, natürlich, aber auch nicht das asketische Setting, das man hätte erwarten können. Vielmehr ein geschmackvoll eingerichtetes Zweibettzimmer mit Zentralheizung. Eine kleine Reproduktion des Katharinenklosters auf dem Berg Sinai hängt an der Wand.
Auf dem Berg Sinai empfing Mose die Gesetzestafeln. Auf dem Berg Tabor wird Christus vom unerschaffenen göttlichen Licht verklärt. Der Berg ist der Aufstiegsort schlechthin. Johannes Klimakus, der im 7. Jahrhundert Abt des Katharinenklosters war, hat die Himmelsleiter darum zur zentralen Metapher christlichen Heilsstrebens gemacht: «Wer in der Erkenntnis des Hohen fortschreiten will, muß von aller sinnlichen und ungeistigen Bewegung sich reinigen und jegliche Vorstellung, die er von etwas Äußerem mitgebracht hat, aus seinem Geist verbannen ... um so den Aufstieg zu wagen zu dem heiligen Berge. Denn ein gar steiler, schwer zugänglicher Berg ist die Gottheit, und kaum zu seinem Fuß kann vordringen die große Masse.» Der Name dieses Klosters setzt sich aus «vathos» – Brombeere und «pedi» – Kind zusammen. Es soll der kleine Arkadius, Sohn Kaiser Theodosius' des I. gewesen sein, den es hier nach einem schweren Seesturm an Land gespült hat. Er fand in einem Brombeerstrauch Zuflucht. Das ist bedeutsam. Denn auch Johannes Klimakus soll im Brombeergestrüpp des Sinai sein asketisches Leben zugebracht haben. Es ist, als hätte man mit Erzählungen dieser Art zugleich die Autorität des Sinai auf den Athos übertragen.
Ich träume nicht von einer Himmelsleiter. Mein Schlaf gleicht mehr einer Bewußtlosigkeit. Die Nächte auf dem Athos sind kurz. Lang vor Sonnenaufgang läuft der Gästepater von Tür zu Tür, um die Pilger zu wecken. Ich fahre aus dem Schlaf und beeile mich, den Tagesablauf der Mönche zu teilen. Als ich ins Freie trete, liegt der Klosterhof noch fast einsam da. Ein Mönch mit dem hölzernen Simandron, dem athonischen Instrument des Rufens, umkreist konzentrisch die Kirche, das Herzstück des Klosters. Das katholikón ist in ständiger Erinnerung an die Passion Christi blutrot angemalt. Betritt man die Kirche, bleibt man unwillkürlich erst einmal im Narthex, dem Eingangsbereich der Kirche, stehen.

Gottesdienst mit den Mönchen

Der Gottesdienst wird stehend gefeiert, von Stehstühlen unterstützt. Im schwachen Dämmerlicht sehe ich unausgeschlafene Pilger hereinkommen. Sie verneigen sich vor der Christusikone rechts neben der Bilderwand, bekreuzigen sich dreimal, küssen die Ikone innig und gehen weiter zu ihrem Platz, um reumütig in ihre Chorstühle zu versinken. Und die Mönche treffen ein. Sie ziehen ihre schwarzen Tuchschleier über das «ángelos schéma», das Engelsgewand, weshalb man sie auch die «schwarzen Engel» nennt. Am Anfang liest ein Mönch mit halblauter Stimme die Doxologie, dann beginnen mehrere zu psalmodieren. Die Laien bleiben im Eingangsbereich der Kirche. Von hier sieht man die eigentlichen Zelebranten nicht. Die Liturgie scheint wie ein Mysterienspiel: Zur Feier des Erscheinens Gottes unter den Menschen scheinen nur Berufene zugelassen. Die Mönche sind die Auserwählten, die das Mysterium feiern und zugleich bewachen. Der diensthabende Diakon macht feierliche, fast pathetische Bewegungen inmitten der Weihrauchschwaden. Im Halbschlaf hat man Erlebnisse, als wären sie Visionen aus einer anderen Welt. So jedenfalls hat es der Athos-Reisende Erhart Kästner beschrieben: «Nach Regeln, die man unmöglich durchschaut, wird bald diese, bald jene Lampe heruntergezogen, angezündet, gelöscht. Ein Diakon versieht den Dienst an den Leuchten. Wie er eine Lampe ansteckt, neigt und dreht er den Kopf, um von unten den Docht zu erkennen, blinzelt, der milchige Schein fällt auf die Bartkrause und das unausgeschlafene Gesicht. Mir fällt ein, daß ich sein Beugen und Blinzeln und das Unausgeschlafene genau so im vorigen Jahr sah. Es scheint, die Mönche lieben die Nacht. Das Heilige, sie stellen es gern wieder her, immer wieder und wieder.»
Die Göttliche Liturgie, die man hier wie in den meisten griechisch-orthodoxen Klöstern feiert, wird dem berühmten Kirchenvater Johannes Chrysostomos zugeschrieben. Sie gleicht einer unendlichen Vergegenwärtigung der Heilstaten Christi. Die rituellen Handlungen während des Gottesdienstes haben nur das einzige Ziel: die mystische Vereinigung der Gläubigen mit Christus. So jedenfalls erklären es später die orthodoxen Theologen. Dem Gesang korrespondiert der Raum: Die Kuppel birgt monumental den Pantokrator, Christus, die Rechte triumphalisch erhoben. Er ist konzentrisch umringt von Engelchören, Propheten, Aposteln, Heiligen und Märtyrern. Vorne auf der Ikonostase

sieht man Christus dann in demütiger Haltung. Neben ihm die Muttergottes und Johannes den Täufer, der als Prototyp aller Asketen in der orthodoxen Kirche besondere Verehrung genießt. Die schwach in blau, grün und rot beleuchteten Heiligen vorn an der Ikonostase sind lebensgroß, matt spiegelt sich ihr silberbeschlagenes Gewand. Ihre Gesichter liegen im Schatten. Unter der Kirchenkuppel stehen sie mit den Mönchen wie eine eingeschworene Gemeinschaft im Kreis.

Die Morgen-Liturgie geht über drei Stunden. Man ist von der Feier ganz absorbiert. Nur beim ersten Hören scheint die Liturgie monoton. Hört man genauer hin, entdeckt man eine subtile Dramaturgie darin. Und wenn der Chor feierlich psalmodiert: «Wir haben das wahrhaftige Licht gesehen», kann dann plötzlich ein überschwenglicher Jubel ausbrechen, als würden die Mönche in diesem Augenblick tatsächlich das himmlische Jerusalem auf die Erde herabziehen. Die Zeit scheint irgendwie stillzustehen. Pater Matthew spricht später mit mir über dieses Phänomen: «Es gibt hier einige Leute, die Erfahrungen der Zeitlosigkeit machen. Auch wenn sie sich dessen gar nicht bewußt werden: Sie treten aus der Zeit heraus. Ich erinnere mich an meinen Beichtvater aus den Staaten, der orthodox wurde wie ich. Wir kamen aus dem Westen und waren nicht an den langen byzantinischen Ritus gewöhnt. Und er sagte: Manchmal erscheinen einem diese Liturgien *endlos*, aber manchmal auch *zeitlos*.» Für Ephraim, den Abt des Klosters Vatopedi, sind das ganz alltägliche Erfahrungen. Er beschreibt, wie die Mönche Liturgien durchstehen, die an den hohen Feiertagen sogar über fünfzehn Stunden dauern können: »Jetzt steht die Osterwoche bevor. Die meiste Zeit verbringt man während der ‹großen Woche› in der Kirche. Und häufig fragen uns die Leute, die kommen: ‹Sagt, wird euch da nicht langweilig, all diese Stunden in der Kirche? Wir kommen nur für zehn Minuten, und dann juckt es uns schon wieder, wir machen einen kleinen Spaziergang, wir halten einen kleinen Schwatz ab, wie also haltet ihr das aus?› Und ich antworte ihnen: ‹Wir Mönche fühlen uns in der Kirche wie das Embryo im Bauch der Mutter. Das langweilt sich nicht. Es ist selig. Es ist in seinem natürlichen Element.›»

Der Kirche direkt gegenüber liegt die Trapeza, wo wir morgens um neun unser Frühstück einnehmen. Die Trapeza ist ein langgezogener Raum, mit seinen Wandgemälden wirkt er sehr festlich. An der Stirnseite nehmen die Mönche Platz, die in der Kloster-Hierarchie am höchsten stehen, in der Mitte sitzt leicht erhöht der Abt. Auf sein Zeichen hin dürfen wir uns an die gedeckten Tische setzen, je sechs Personen passen an einen der Marmorblöcke, die noch aus dem 12. Jahrhundert stammen. Die Mahlzeiten hier sind so rustikal wie die griechische Küche selbst: Kolokythia, gebratene Zucchini, in große Stücke geschnitten, eine Linsen- oder Bohnensuppe mit Paximadi, dem schwarzen Brot, das sechs Wochen haltbar ist, dafür aber vor der Mahlzeit in Wasser aufgeweicht werden muß. Kaum Fleisch, wohl einmal Fisch oder Oktopus. Und ein Glas Wein. Auch wenn ich mich ausgehungert fühle: An Fisch und Wein zum Frühstück muß ich mich erst gewöhnen. Der Vorleser rezitiert einen Text über die Gefräßigkeit: Menschen sollen nicht wie die Tiere über das Essen herfallen. Der Magen: das sei Luzifer selbst.

Nach dem Essen bilden die Besucher ein Spalier, bis alle Mönche die Trapeza verlassen haben. Ich bin verwundert, wie viele es sind, und wie jung. Im Durchschnitt vielleicht gerade einmal 35 Jahre alt. Mit ihren blassen Gesichtern und schwarzen Bärten sehen die Mönche so aus wie Ikonen, die sie verehren. Nach der Trapeza bin ich mit Pater Matthew verabredet, der erklärt: «Wenn du 1985 hierher gekommen wärst, Du hättest gerade einmal ein Dutzend alte Mönche angetroffen, die nicht einmal allzu großes Interesse hatten, das Kloster vor dem Verfall zu retten. Also lauter Graubärte, keine Schwarzbärte. Alles war in schlechtem Zustand, schmutzig, heruntergekommen. Zu der Zeit war die Schauspielerin und Sängerin Melina Mercouri die Kultusministerin von Griechenland. Sie wollte aus dem Heiligen Berg ein Museum machen. Als im Jahre 1963 auf dem Athos die Tausendjahrfeier stattfand, hatten viele das Gefühl, das wäre die Beerdigungsfeier.» Es gab hier damals kein spirituelles Leben mehr, meint Pater Matthew. Mit der Unterstützung des Patriarchen lud die Heilige Gemeinschaft des Athos deshalb die Bruderschaft Josefs des Älteren ein, mit ihren jungen Mönchen aus ihrer benachbarten Einsiedelei herüberzukommen und das Kloster Vatopedi zu übernehmen. Diese jungen Mönche belebten die Klöster wieder neu. Seitdem steigt die Zahl der Mönche an. Seit 1990 sind alle Klöster zur strengen Form des kinovitischen Lebens zurückgekehrt. Damit hat die Wiedergeburt des Klosters Vatopedi und des Athos insgesamt angefangen. Seither entdecken junge Griechen den strengen Zauber der Tradition wieder. Als Matthew 1993 hierher kam, waren es schon vierzig Mönche. Heute sind es über hundert. Aber dieser Zuwachs verursacht auch Probleme, wie Matthew erklärt: «Wir haben hier sehr extreme Reaktionen auf den Wunsch von Menschen, Mönch zu werden. Manchmal ist es reine Freude. Eine fromme Mutter schrieb einen Brief an ihren Sohn: ‹Ich hoffe, ich sehe Dich niemals wieder in diesem Leben.›, in dem Sinne, daß sie sich darauf freut, in der Ewigkeit mit ihm zusammenzukommen. Ein Vater war dagegen so entsetzt, daß er auf Zypern eine Selbsthilfegruppe gegründet hat – unsere meisten Mönche kommen von Zypern. Die Väter meinen, daß ihre Söhne von den charismatischen Führern des Athos zum monastischen Leben verführt worden sind. Sie sprechen von einer ‹Gehirnwäsche› und kämpfen, um ihre Kinder wieder frei zu bekommen.»

Wie Pater Matthew auf den Athos kam

Aber es scheint, als hätte der Athos mittlerweile auch für Gottessucher aus aller Welt eine unwiderstehliche Anziehungskraft entfaltet. Immer häufiger verbirgt sich hinter Bart und Kutte ein Belgier, ein Deutscher oder ein Amerikaner. Wie Pater Matthew. Wir unterhalten uns weiter im Büro des Finanzverwalters Pater Arsenis, eines ehemaligen Marxisten, der gerade mit dem Kopf des Johannes Chrysostomos – einer der wichtigsten Reliquien in Vatopedi – durch Griechenland reist, um Spenden zu sammeln. Pater Matthew ist 56 Jahre alt. Sein weißer Bart wallt über eine geflickte graue Lederjacke, die ihm als Arbeitskleidung dient. Ansonsten ist da gar nichts Exotisches an ihm. Matthew wurde in Wisconsin geboren. Er stammt aus einer römisch-katholischen Familie. Schon in seiner Jugend hat es ihn zur Religion hingezogen. Als er an der Universität ist, bricht die Ära der Hippies an und Matthew taucht voll in die Szene ein: «Die Hippies waren Leute, die unzufrieden waren mit dem – was wir den Status Quo nannten. Sie wollten etwas anderes. Sie waren enttäuscht über das, was ihnen in den westlichen Religionen begegnete, und sie suchten nach alternativen spirituellen Erfahrungen. Viele, und unter ihnen auch ich, begannen sich für die fernöstlichen Religionen zu interessieren. Ich besonders für den Zenbuddhismus und Yoga. Ich praktizierte das in meiner eigenen Weise. Ich experimentierte auch mit psychedelischen Drogen.» Matthew suchte nach Horizonterweiterung. Heute meint er, er habe schon mitten in diesem Hippie-Umfeld Erfahrungen der Gnade gemacht. Aber wie die meisten spirituell Suchenden in seiner Szene wollte er, daß die spirituellen Erfahrungen auf die leichte Art zu ihm kommen. Sie hätten es einfach darauf angelegt, sich spirituelle «Befriedigung» zu verschaffen und sich spirituell «high» zu machen.

Aber Matthew ist nicht zufrieden. Er sucht nach etwas, was wirklich «genuin» ist. Er kommt in Kontakt mit den Alt-Katholiken: «Ich wurde alt-katholisch, weil mir klar wurde, daß ich mein ‹Karma› nicht allein durcharbeiten konnte. So sehr ich mich auch bemühte, ‹gut› zu sein, immer war mir mein schlechtes Karma voraus. Ich realisierte, daß ich dafür Hilfe brauchte. Und die Person, die dafür zur Verfügung stand, die genau das anbot, war die Person Jesus Christus.» Bei einer sechsmonatigen Pilgerreise quer durch die Vereinigten Staaten, auf der er die orthodoxen Klöster besucht, lebt er in den Wäldern und Nationalparks, um dort allein zu campen und zu beten. «Ich hatte überhaupt keine Pläne, auf den Athos zu kommen, obwohl ich schon davon wußte. Aber gegen Ende diese Pilgerreise hörte ich in meinem Herzen eine Stimme. Die wiederholte ständig ‹Berg Athos›. Zuerst sagte ich:

‹Nein!› Das war einfach zu verrückt. Aber die Stimme schwieg nicht. Ich sprach mit meinem damaligen geistlichen Vater darüber, und der meinte: ‹Hm, das hört sich so an, als müßtest du da etwas für dich herausfinden.› Als er den Athos betritt, hat er sofort das Gefühl, daß seine Suche zu Ende ist, daß er nach Hause kommt. Wenn er heute zurückschaut, sieht es so aus, als hätte er lange Zeit auf einer horizontalen Ebene gesucht, zwischen allen Konfessionen, Religionen und Philosophien. Er sagt das mit einer großen Gewißheit und Überzeugungskraft: «Erst als ich die Orthodoxie fand, habe ich begonnen, die Reise in die Tiefe anzutreten. Das ist es, was jetzt mit mir geschieht: Diese Reise in die Tiefe für viele Jahre. Ich kann die Innigkeit nicht in Worte fassen, die mich zu Gott treibt. Das hier ist es. Da gibt es kein Zurück.»
Die asketische Tradition der Wüstenväter ist sehr lebendig auf dem Heiligen Berg. So jedenfalls erscheint es, wenn man sich mit Pater Palamas, dem Stellvertreter des Abtes, über theologische Fragen der Orthodoxie unterhält. Er zitiert das «Gerontikon», das Buch der Alten, viel häufiger als das Evangelium: «Es gibt hier auf dem Hl. Berg eine sehr alte Tradition. Und das ist die Tradition der Heiligkeit. Die Tradition derer, die alles aufgegeben haben, um dem Himmelreich näherzukommen. Diese Heiligen stehen in einer alten asketischen Überlieferung. Die Alten haben sie die ‹Wissenschaft der Wissenschaften› und die ‹Kunst der Künste› genannt. Und die ist nicht leicht zu erlernen.» Es ist der Abt, dem als «pneumatikos pateras» oder «geistlichem Vater» die Seelenführung anvertraut ist. Auch wenn er nicht vollkommen ist: Die Mönche glauben, daß er alles zu ihrem Besten tut. Er muß sich vor Gott rechtfertigen für jede einzelne Seele in diesem Kloster. Die Verantwortung ist schrecklich groß. Auch wenn er nach außen hin wie ein kleiner Alleinherrscher erscheint, dem die Mönche absoluten Gehorsam schulden. Palamas meint, jeder, der sich wünscht, ein Abt zu werden, müsse darum eigentlich absolut verrückt sein: «Wenn ein Laie aus der ‹Welt› – so nennen wir das hier – auf den Athos kommt, um Mönch zu werden, dann sucht er sich einen ‹Gerontas›, einen spirituellen Vater, einen außergewöhnlichen Menschen, der diesen normalen Menschen in einen Mönch verwandeln soll. Das ist eine sehr schwierige Sache. Dafür ist es von großer Bedeutung, daß der werdende Mönch sich dem ‹Alten› anvertraut, sich von ihm führen läßt, daß er sich sozusagen in den Geist des ‹Alten› einführen läßt. Er soll also herangeführt werden an die Tradition, in der der geistliche Vater und das Kloster stehen.»

Vatopedi pflegt die mystischen Traditionen

Vatopedi ist eng verbunden mit der mystischen Tradition des Hesychasmus und des unerschaffenen Lichts. Und es gilt als Zentrum des Jesus-Gebets. Das griechische «hesychía» bedeutet «Ruhe», «Stille»; mit Hesychasmus ist eine bestimmte mystische Spiritualität gemeint, die ihre Wurzeln schon im frühen östlichen Mönchtum hat. Eine besondere Ausprägung fand diese Art der spirituellen Erfahrung durch Johannes Hesychates im 5. Jahrhundert, an ihn knüpften dann im 11. Jahrhundert Symeon der Neue Theologe und im 14. Jahrhundert Gregorios Palamas an. Dieser heute auch palamitische Hesychasmus genannte innerliche, mystische Erfahrungsweg durchdrang stark das orthodoxe Mönchtum und die orthodoxe Theologie. So heißt es in einer Hymne von Symeon dem Neuen Theologen: «Geht fort von mir, noch weiter fort mit euch. Laßt mich allein in meiner Zelle. Laßt mich mit Gott allein. Niemand darf mir an die Türe klopfen. Niemand darf vernehmen lassen seine Stimme. Niemand mich besuchen, Verwandte nicht, nicht Freunde. Niemand darf von der Betrachtung meines Herrn, des Guten, Schönen, meinen Geist ablenken. Niemand reiche Speise mir, niemand gebe mir zu trinken: es ist genug, wenn ich, in meinen Gott versenkend mich, vergehe.» Es ist speziell das Jesus-Gebet, das als Vergeistigungstechnik genutzt wird, um auf dem Weg des asketischen Aufstiegs voranzukommen. Die Alten sollen gesagt haben, daß das Bewußtsein wie ein neugieriger Hund ist, der sich bald hierhin bald dahin wendet und überall seine Nase reinstecken will. So vagabundiert das Bewußtsein herum ohne einen wirklichen Fokus. Wenn die Mönche in ihre Zelle gehen, bemühen sie sich in ihrem Gebet darum, dem Bewußtsein wieder eine Richtung zu geben. Erst spricht man das «Kyrie Jesu Christe eleison me» mit den Lippen, dann innerlich, bis der Geist in das Herz hinabsteigt, wie man hier sagt.
Auf dem Athos soll es Menschen geben, bei denen das Gebet selbst noch bis in den Schlaf und die Träume hinein reicht. Matthew erzählt mir von den großen Mönchen des Athos, die in dem Ruf stehen, außergewöhnliche Fähigkeiten zu entwickeln. Sie sollen die Menschen, die zu ihnen kommen, mit einem Blick durchschauen und selbst die Zukunft voraussagen können. «Unser spiritueller ‹Großvater› Josef der Ältere, der Hesychast, lebte ein sehr asketisches Leben in einem sehr abgelegenen Teil des Heiligen Berges. Eines Tages begann sein Herz buchstäblich zu brennen. Er fühlte diesen unerträglichen Druck in sich, er wußte nicht, wie ihm geschieht, wie er damit umgehen soll. Er wußte nur, er mußte beten, drei Tage lang. Das war Ende der dreißiger Jahre. Dann kam ein Mann, der erzählte, daß die Deutschen drei Tage zuvor in Polen einmarschiert waren. Das war der Beginn des Zweiten Weltkriegs.»
Zur Zeit der größten Hitze ziehen sich die Mönche zurück, mit ihnen Pater Matthew. Ich nutze die Zeit, um mir die große Bibliothek etwas näher anzusehen: Aber es ist nicht ganz leicht, die Geschichte des Klosters aus diesen großen Folianten zu rekonstruieren. Immer wieder mischen sich Fakten mit Fiktion. Die ganze Geschichte des Athos liest sich zuweilen wie ein Krimi: Die Verflechtungen zwischen dem Athos und den jeweiligen Königshäusern und Kaisern waren sehr eng. Byzantinische Kaiser, russische Zaren und Serbenkönige übertrugen den Klöstern Landbesitz und brachten wertvolle Geschenke dar: seltene Handschriften, Reliquien, wundertätige Ikonen und immer wieder pures Gold. Auch die slawischen Völker haben Klöster auf dem Berg, so war seine Ausstrahlung durch die Jahrhunderte gewaltig. Der Athos beflügelte die Phantasie der russischen Intelligenzia, z.B. die Fiodor Dostojewskijs. Erst nach der Russischen Revolution

Josef Bruhin, Kuno Füssel, Paul Petzel,
Heinz Robert Schlette (Hg).,

Misere und Rettung

Beiträge zu Theologie, Politik und Kultur
Nikolaus Klein SJ zu Ehren

Wie Rettung angesichts den aktuellen kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen gedacht und in die Praxis umgesetzt werden kann, erweist sich als eine «unendliche Aufgabe». Sie betrifft alle Menschen, und sie bestimmt die alltäglichsten Handlungen in gleichem Masse wie jene Taten, die im Rückblick oft als entscheidende Ereignisse der Weltgeschichte bezeichnet werden. Deshalb ist sie universal und kontextuell, unausweichlich und dringlich. Im vorliegenden Sammelband versuchen 38 Autoren unter den Stichworten «Theologie und Kirche», «Philosophie/Politik» und «Literatur/Kunst» Denkmöglichkeiten und Praxisfelder darauf hin zu analysieren, was Rettung verheißt.

374 Seiten, SFr. 48.–, Euro 32,–
ISBN 3-905577-17-8 – im Buchhandel erhältlich

EDITION EXODUS
ROTSEEHÖHE 4
CH-6006 LUZERN

Rotseehöhe 4, 6006 Luzern
Tel. 0041 (0)41 422 04 63
Fax 0041 (0)41 422 04 62
EditionExodus@bluewin.ch

verebbte der Pilgerstrom; Panteleimonos, das Rossikon mit seinen grünen Kuppeln in Zwiebelform verwaiste. Noch bis heute sieht man ihm den Repräsentationswillen des Zarenreiches an, endlose Fensterreihen wie erloschene Augen. Vor der bolschewistischen Revolution lebten hier ca. 1000 Mönche, in der Zeit der Glasnost waren es gerade noch 30. Heute fließt das Geld wieder, und auch die Pilgerströme. Bis heute reicht auch die Rivalität zwischen dem ökumenischen Patriarchat in Konstantinopel und dem Patriarchen von Moskau, der seine Stadt als «Drittes Rom» ansieht.
Im Zuge der Balkankriege, des Ersten und Zweiten Weltkriegs haben mächtige Herrscher ihre Finger nach dem Heiligen Berg und seinen reichen Schatzkammern ausgestreckt. Am 25. März 1821 bricht der schon lange im Geheimen vorbereitete griechische Freiheitskrieg los. Die Obersten der vier Hauptklöster beraten sich und beschließen, am bewaffneten Aufstand gegen die Türken teilzunehmen. Am 2. November 1912 legt der griechische Kreuzer Averoff in Daphni an. Siebzig Matrosen ziehen in Karyés ein und nehmen den türkischen Kommandanten gefangen. Auf dem Athos werden die Glocken geschlagen, Griechenland ist frei. In den vierziger Jahren soll auf dem Athos ein Hitlerportrait gesehen worden sein. Der Zweite Weltkrieg hat den Athos zunächst nicht berührt. Aber als Mussolinis tollpatschiger Übergriff auf Griechenland scheitert, kommt Hitler seinem Freund zu Hilfe. Am 4. April 1941 marschiert die Wehrmacht ein und unterwirft Makedonien binnen drei Tagen. Die Athos-Mönche fürchten, unter den Einfluß Bulgariens zu geraten, und senden am 26. April 1941 ein langes Schreiben an Hitler, um sich deutschem Schutz zu unterstellen. Hitler hat den Brief wahrscheinlich nie erhalten. Aber der Schutz wurde eigenartigerweise tatsächlich gewährt.
Vatopedi liegt am Meer. Von hier aus sind die Seeräuber eingefallen. Und die Europäer. Immer wieder haben europäische Reisende den Athos seiner besonderen Präsenz wegen gerühmt. Wie der berühmte Griechenlandreisende Jakob Philipp Fallmerayer, der 1838 von Konstantinopel aus über die Inseln Lemnos und Thassos bei Nacht mit dem Boot dem Athos entgegenfuhr: «Abends erschreckte uns der Riese, er schien so nahe bei uns. Über der bodenlosen Tiefe an seinem Fuße schwammen wir in die Finsternis. Es war mondlose Mitternacht, wogendes Meer, bedeckter Himmel und Regen, wie das Fahrzeug am Fuße des Riesenkegels vorüberzog ... Und als der Morgen graute, war das Phantom verschwunden.» Sein Ziel ist Vatopedi. Aber es ist unmöglich, bei Nacht zu landen. Er muß den Weg von Saloniki über Land auf sich nehmen. Man rechnet drei Tage für den beschwerlichen Ritt. Mit der Maultierkarawane reist die Angst, auf der Chalkidiki von räuberischen Klephten überfallen zu werden. Für Fallmerayer stellt die Mönchsrepublik einen radikalen Gegenentwurf zum naiven Fortschrittsglauben seiner Zeitgenossen dar. Dem Deutschen erscheinen die Mönche als eine Art «Partisanen des Jenseits» und der Athos insgesamt als eine utopische Gegenwelt, die vor der Zerstörungskraft des bloß dem Diesseits zugewandten Okzidents geschützt werden müsse: «Zündet auf Athos die Wälder an und fället die Urwaldriesen von Ravannikíta, bald wird mit der grünen Herrlichkeit auch der Bach versiegen, wird der Mastixbaum verdorren, und ihr habt die Künste unserer Zeit über ein unentweihtes Labyrinth gebracht, habt den Sitz des seligsten Entzückens mit Axt und Feuerbrand säkularisiert. Verwitterte, abgenutzte Seelen des Okzidents, nach Athos eilet, den Duft ewiggrüner Laubholzwälder atmet ein, wenn ihr noch der Erhebung fähig seid.»
Aus dem Wald dringt heute der Motorenlärm der Bulldozer. Zur Tausendjahrfeier 1963 wurden anläßlich des hohen Besuchs von Kirche und Staat Schneisen geschlagen und Pisten angelegt, deren Netzwerk bis heute stetig erweitert wurde und deren Narben mittlerweile den ganzen Berg bedecken. Erosion und Waldbrände markieren den Abschied von einer Unschuld der Natur, die so lange sich selbst überlassen blieb. Die letzten Hochwälder, Pinien und Eichen, die einstmals das ganze Mittelmeer umstanden, werden nun abgeholzt. Die Abholzung der letzten natürlichen mediterranen Waldbestände ist eine der wichtigsten Einnahmequellen der Mönche. Heute ist durch den Einzug moderner Stromversorgung, Telekommunikation, von Straßenbau, eigenen Jeeps, Handys, Computern und sogar eigenen Internetseiten die Idylle und Abgeschiedenheit des Athos angetastet. Wieder wird er seine Überlebensfähigkeit unter radikal veränderten Bedingungen unter Beweis stellen müssen.

Das tausend Jahre alte Aufenthaltsverbot für Frauen

Ins Zentrum des öffentlichen Interesses rückt der «Heilige Berg» mit seinen alten christlichen Traditionen heute vor allem durch emotionale Debatten in der Europäischen Union. Zankapfel ist dabei immer wieder das Avaton, das tausend Jahre alte Aufenthaltsverbot für Frauen auf dem Athos. Clemens von Alexandrien vergleicht den Christen mit Odysseus, der an Bord seines Schiffes auf dem Heimweg ist. Wie Odysseus sich an den Mast seines Schiffes binden und die Ohren mit Wachs verstopfen ließ, so will sich auch der Mönch nicht von Sirenengesang von seinem Weg abbringen lassen. Frauen können seither die Halbinsel nur weiträumig, bis zu einer Entfernung von 500 Metern, umschiffen. Eine Frau, die den Versuch macht, sich in Männerkleidern auf dem Heiligen Berg einzuschleichen, muß mit einer Gefängnisstrafe rechnen. Pater Methew interpretiert das Avaton im Zusammenhang des monastischen Freiheitsstrebens: «Wir verteidigen das nicht, weil wir hier eine schöne Herrenrunde haben wollen, eine geschlossene Gesellschaft, oder weil wir denken, daß Frauen irgendwie nur Erdenbürger zweiter Klasse wären. Wir machen uns darum auch nicht lustig über die, die in der Europäischen Union gegen unser Sonderrecht kämpfen: Sie verstehen einfach nicht wirklich, was wir hier tun. Von außen kann der Eindruck entstehen, daß das hier wie ein Museum ist, wo ein paar Mönche ein völlig anachronistisches Leben nach byzantinischem Stil führen. Darum beten wir auch für sie, und wir glauben, daß unsere Arbeit hier auch auf ihr Leben einen heilsamen Einfluß hat. Uns geht es einfach darum, daß wenigstens einige Leute versuchen, die Welt in der Balance zu halten, indem sie sich direkt an Gott wenden, an seine Tür schlagen und ihn anflehen, gnädig zu sein.»
Fährt man von Vatopedi weiter die Küste entlang, stößt man auf das Kloster Espherigmenou. Seine Mönche sind durch ihre kompromißlose Militanz immer wieder in die Schlagzeilen geraten. Aber es ist ihnen egal, was die Weltöffentlichkeit über sie denkt. Schwarze Fahnen hängen hier aus den Fenstern, und auf den gegenüberliegenden Felsen steht in großen Lettern geschrieben: Orthodoxie oder Tod. Vor einigen Jahren wurde das Kloster der sogenannten «Zeloten» auf Geheiß des orthodoxen Patriarchen von Konstantinopel von griechischer Militärpolizei umstellt. Die Mönche verschanzten sich und drohten mit der alten griechischen Partisanenmentalität, sich in die Luft zu sprengen. Hunderte orthodoxe Mönche skandierten deshalb öffentlich: «Satan ist Schengen, Satan ist Schengen». Das Avaton war am 14. Januar des Jahres 2003 per Beschluß des Europaparlaments aufgehoben worden. Mit 277 zu 255 Stimmen hat man sich entschieden, den Sonderstatus des Berges als unvereinbar zu betrachten mit den international herrschenden Prinzipien der Geschlechtergleichheit. Die Mönche von Espherigmenou sehen in dieser Argumentation einen Trick teuflischer Mächte, sich in das Hoheitsgebiet der wahren Christenheit einzuschleichen. Und sie weigern sich, einer Form der Einmischung zuzustimmen, wo laizistische Entscheidungsträger aus Brüssel und Straßburg über das Schicksal der Heiligen Ordnung des Athos befinden. Sie fürchten, mit dem Schengen-Abkommen könnte der ganze Athos in sich zusammenstürzen. Pater Matthew erklärt seine Sicht auf diese Vorgänge: «Leider gibt es selbst hier auf dem Heiligen Berg Menschen, die in fanatischer Weise versuchen, die Wahrheit zu verteidigen. Anstatt es mit Liebe zu tun, wird es sehr wertend, selbstgerecht. Meist werden diese Widerständler – die sogenannten Zeloten – sehr harsch. Dann verlieren sie die Liebe. Aber nicht alle. Viele sind wirklich überzeugt, ihr Kampf wäre zum Besten der Kirche.»
Aber es sind eben nicht nur die Eiferer von Espherigmenou, die militant gegen alles stehen, was nach einem Kompromiß aussieht. 1054 war die Glaubensspaltung der römisch-katholischen und

der griechisch-orthodoxen Kirche perfekt. Die Entfremdung zwischen West- und Ostkirche war so gravierend geworden, daß 1204 die Kreuzfahrer unter dem Banner des Papstes Konstantinopel einnahmen und damit *Byzanz*, dem *zweiten Rom*, den Todesstoß versetzten. Es ist, als ob diese alte Erbfeindschaft bis heute gepflegt wird. So zum Beispiel, wenn Pater Palamas herzhaft gegen den Dialog der Konfessionen polemisiert: «Es ist eigentlich lächerlich, zu sagen, daß ein Mensch unfehlbar sei. Selbst Petrus war nicht unfehlbar. Ich sage das, weil die Papisten den Papst für den Nachfolger des Heiligen Petrus halten. Auch der Apostel Petrus war nicht unfehlbar. Unfehlbar ist allein Gott. Diese imperialistische Haltung des Papstes, der König der Kirche und der Vorsteher des Christentums sein zu wollen, das entsprach niemals der Haltung der Kirche. Die war synodisch strukturiert. So ist es auch heute noch mit dem orthodoxen Patriarchen: er hat eine Stimme, nicht zwei.»

Selbst Pater Matthew, obschon ein so ausgleichendes Temperament, wird in diesem Punkt zum Apologeten der «Hardliner»: «Wir sind sehr ‹traditionell› hier auf dem Heiligen Berg. Wir sind nicht sonderlich ‹ökumenisch›. Wir wollen zwar, daß die Kirche sich wieder eint. Aber sie soll vereint sein in der Reinheit des Glaubens. Christus hat *eine* Kirche gestiftet, nicht mehrere. Heute sind viele christliche Kirchen stark beeinflußt vom Zeitgeist. Wie soll ich mit ihnen beten? Wir waren darum nicht glücklich über den Besuch des Papstes in Konstantinopel. Die Heilige Gemeinschaft des Athos hat einen offenen Brief an den Patriarchen gerichtet. Viele Leute, die diesen Brief lesen, werden sagen: Ah, diese Fanatiker, die Taliban des Christentums. Aber das sind wir nicht. Wir lieben unseren Glauben. Wir sehen in ihm den Rettungsanker für die Welt. Und darum wollen wir ihn beschützen. Sonst könnten Menschen verlorengehen.» Insofern hält Pater Matthew diesen so unzeitgemäßen Exklusivismus der orthodoxen Mönche vom Berg Athos für notwendig und unhintergehbar. Es ist eben ihre Kompromißlosigkeit, die in einer postmodernen Welt das Charisma der Orthodoxen ausmacht. Der englische Schriftsteller Gilbert Keith Chesterton hat in seiner genialen Schrift zur «Orthodoxie» die Rechtgläubigkeit gegen ihre postmodernen Verächter verteidigt: «Viele Menschen sind in die alberne Gewohnheit verfallen, Orthodoxie für etwas Schwerfälliges, Langweiliges und Gefahrloses zu halten. Aber nie gab es etwas Riskanteres und Packenderes als sie. Sie war das Gleichgewicht eines von wild galoppierenden Pferden gezogenen Wagenlenkers, der sich hierhin zu beugen und dorthin zu neigen scheint. Es gibt unzählige Punkte, wo man fällt, aber nur einen, wo man steht. Dies ist das fesselnde, romantische Abenteuer der Orthodoxie.» Als Matthew weiterspricht, fällt es wieder leichter, «mitzugehen»: «Heute sind die meisten Menschen nicht interessiert, das Kreuz auf sich zu nehmen. Sie sind nicht an Enthaltsamkeit interessiert, sie sind nicht interessiert, ‹Opfer› zu bringen. Sie wollen direkt in diesem Leben ein Ergebnis ihrer Bemühungen sehen. Aber die Orthodoxie gibt uns das nicht. Sie ruft die Menschen auf, das Kreuz anzunehmen. Sich selbst und den eigenen Willen aufzugeben. Das ist natürlich keine sehr populäre Botschaft heutzutage. Die Botschaft der Welt heute ist meistens ‹postchristlich›. Die Menschen suchen nach etwas Spirituellem, aber sie wollen es konsumieren. Es gibt kein leichtes Christentum. Es gibt überhaupt keine wirkliche Spiritualität, die leicht zu haben ist.»

Mönchsein ist immer ein Ausdruck der allgemeinmenschlichen Frage nach Radikalität und Vollendung. So auch auf dem Athos. Seine Mönche leben in Abgeschiedenheit, in einer Art «Reservat» wahren Christentums, wie sie es verstehen. Selbst empfinden sie diesen Winkel aber als «Omphalos», als «Nabel der Welt». Damit erscheinen die orthodoxen Mönche so etwas wie Widerhaken unserer Weltkultur, «Partisanen des Jenseits», zu sein.

Ein letzter gemeinsamer Gang zum Friedhof des Klosters. Ein frisches Grab trägt den Namen Simon. Das ist der Pater, den Matthew in Thessaloniki bis zum Tod begleitet hat. Er ist 46 Jahre alt geworden: «Das ist unser Friedhof. Hier ist nicht sehr viel Platz. So werden die Mönche begraben, und nach einigen Jahren holt man ihre Knochen wieder heraus und bringt sie in dieser Kapelle unter. Vor ein paar Jahren wollte man die mal von Grund auf reinigen. Da haben sie unter den Knochen wieder eine alte Schicht gefunden, die sich die Archäologen ansehen wollten.» Der Tod wird hier augenscheinlich sehr unsentimental genommen. Neben der Kapelle liegen unzählige Knochen auf einem Haufen, die Totenschädel sind wie Holzscheite übereinander geschichtet. Ein klassischer Ort für eine Meditation über die Vergänglichkeit. Eine von der Sorte, die einem nicht mehr aus dem Kopf geht, wenn man auf der offenen Ladefläche eines Unimog schon längst wieder auf dem Heimweg ist zu Frau und Kindern: «Wenn du mich nach meinen Zukunftsplänen fragst: Das hier ist meine Zukunft. Eigentlich ist es jedermanns Zukunft. So enden wir alle, egal ob reich oder arm, berühmt oder unbekannt, krank oder gesund. Zumindest was dieses Leben betrifft. Hier siehst du, was Salomon gesagt hat: Alles ist eitel. Übrig sind nur ein paar Knochen. Darum ist es so wichtig, was die Menschen mit ihren unsterblichen Seelen machen. Alles andere ist Staub.»

Manuel Gogos, Bonn

«Lebendig und kräftig und schärfer»

Zum 31. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Köln

Die Losung des 31. Deutschen Evangelischen Kirchentages in Köln (6. bis 10. Juni 2007), «Lebendig und kräftig und schärfer», weckt sofort die Frage, was denn «lebendig und kräftig und schärfer» sei.[1] Diese Frage gewinnt an Gewicht, wenn man berücksichtigt, daß mit dem dritten Adjektiv zu einem Vergleich angesetzt wird, wobei aber nicht genannt ist, womit das, wonach man fragt, verglichen werden soll. Berücksichtigt man, daß die Losung ein Teilzitat aus Hebr 4,12 ist, das vollständig lautet: «Denn das Wort Gottes ist lebendig und kräftig und schärfer als jedes zweischneidige Schwert, und dringt durch, bis es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens», könnte man den Eindruck gewinnen, die Frage, was denn «lebendig und kräftig und schärfer» sei, lasse sich schnell durch den Verweis auf die Passage aus dem Hebräerbrief beantworten. So wie die Losung aber formuliert ist, setzt sie ein Wechselspiel frei zwischen ihrem Wortlaut und ihrer Herkunft, zwingt so den Hörer bzw. Leser, sich auf die Suche nach dem «Wort Gottes» zu machen, von dem unverblümt gesagt wird, es sei lebendig und kräftig und schärfer als jedes zweischneidige Schwert.[2]

Mit diesem Motto hatte der Kirchentag ein anspruchsvolles Leitthema gewählt, das mitten in das Zentrum christlicher Existenz führt. Als Wege zu diesem Leitthema waren auch die

[1] Wie schon vor dem Deutschen Evangelischen Kirchentag 2005 in Hannover ging dem Kölner Kirchentag ein dreitägiges Symposium «Global Network Congress» voraus, auf welchem die Kirchentagsleitung mit den ausländischen Gästen zum Thema «Die Macht der Würde - Globalisierung neu denken» voraus.
Zum Kirchentag: Nikolaus Schneider, Anne Schneider, Lebendig, kräftig, schärfer. Neukirchen-Vluyn 2007; Deutscher Evangelischer Kirchentag, Hrsg., Die Macht der Würde. Globalisierung neu denken. Gütersloh 2007. Als Dokumentationen zum Kirchentag erscheinen im Herbst 2007: Lebendig und kräftig und schärfer. Perspektiven für Mensch, Gemeinschaft und Welt. Gütersloh 2007; Deutscher Evangelischer Kirchentag Köln 2007. Gütersloh 2007.

[2] Auf dem Kirchentag wurden vier Resolutionen (Für eine soziale und friedliche Globalisierung; Solidarität mit den vertriebenen Christen aus dem Irak; Kein Mandat für den Krieg in Afghanistan; Für den Dialog von Christen und Muslimen in Deutschland) verabschiedet.

Bibelarbeiten zu Mt 4,1-11 (Jesu Versuchung), Jer 23,16-32 (Worte über die falschen Propheten) und Apg 17,16-34 (Paulus auf dem Aeropag) gedacht. Jeweils mehr als 30000 von knapp über 100000 Dauerteilnehmern des Kirchentags verfolgten von Donnerstag bis Samstag die Bibelauslegungen von rund 120 Vortragenden. Wie schon bei früheren Kirchentagen benützte Jürgen Ebach (Bochum) die vorgesehenen Bibeltexte, um die Kirchentagslosung von seiner Perspektive aus zu präzisieren. So deutete er den Text von der Versuchung Jesu als eine Beschreibung, wie das Wort Gottes als lebendig, kräftig und «schärfer als jedes zweischneidige Schwert» verstanden werden könne. Nicht indem es die Menschen von ihrem eigenen Tun und ihrer eigenen Bedürftigkeit befreit, macht Gottes Wort lebendig, sondern indem es die Menschen in ihre Verantwortung einweist. Es zeigt seine Kraft im Vertrauen der glaubenden Menschen, und es erweist seine kritische Kraft, indem es das Übel aufdeckt, das unter dem Anschein des Guten auftritt. In diesem Zusammenhang erinnerte J. Ebach, daß in der Auslegungsgeschichte von Mt 4,1-11 zwei Linien zusammenliefen, die das Wort Gottes «schärfer als jedes zweischneidige Schwert» machten. Einmal erzähle der Text von Jesus als einem, der wie jeder andere Mensch Versuchungen ausgesetzt sei und der wie jeder Jude den Versuchungen nichts als das Wort der Tora entgegenzusetzen habe. Gleichzeitig sei er im Bekenntnis der Christen der Messias, der sich in Kreuz und Auferstehung offenbare. Neben der Jesusgeschichte enthalte der Text aber auch eine Mahnung und einen Zuspruch an alle, die Jesus nachfolgten, «bei allen Versuchungen – auch und gerade den Versuchungen zum Guten – nie zu vergessen, daß allein Gott gut ist».

Mit dieser Zusammenfassung der Versuchungsgeschichte nach Mt stellt sich die Frage, wie ein kritisches Unterscheiden zwischen dem Guten und dem Bösen unter der Prämisse, daß allein Gott gut ist, möglich ist. J. Ebach benützte die Bibelarbeiten von Freitag und Samstag, um zu zeigen, wie sie in unterschiedlichen Kontexten beantwortet wurde. Erwies sich die Forderung des Propheten Jeremia (Jer 23,16-32), nicht auf die Propheten zu hören, für Jeremia, der die Forderung ausspricht, als zweideutig, weil er sich selber dem Verdacht falscher Prophetie aussetzte, so deutete J. Ebach diese paradoxe Situation als die präzise Beschreibung des Problems: «Wo es Propheten gibt, gibt es auch falsche Propheten. Vor der Gefahr, auf falsche Propheten zu hören, kann sich nur immunisieren, wer auch auf die wahren nicht hört.» Der einzige Weg, der dann noch offen bleibe, sei der der kritischen Prüfung des von den Propheten Gesagten. J. Ebach betonte eigens, daß der dabei in Gang gesetzte mühsame Weg der Prüfung nicht zu einem Rezept werden könne, das auf alle zukünftige Fälle anwendbar sei.

J. Ebach blieb aber nicht bei dieser Feststellung stehen. Was er als eine Verhaltensweise für den einzelnen Christen und für die christliche Gemeinde beschrieb, deutete er gleichzeitig als eine Methode, mit der Christen in den Dialog mit verschiedenen Kulturen und Religionen treten können. Welche Gestalt sie dabei gewinnt, versuchte er mit seiner Analyse der Areopag-Rede von Paulus (Apg 17,16-34) zu zeigen. Einerseits betonte Paulus das Gemeinsame, das ihn mit seinen Zuhörern verband, und zeigte so die Anschlußfähigkeit der eigenen Positionen. Andererseits ließ er nichts von dem weg, was ihn von seinen Gesprächspartnern unterschied. Für J. Ebach zeigte sich so im Verhalten des Paulus, was mit der Kirchentags-Losung gemeint sein könnte. Paulus redete lebendig und gewann so das Interesse seiner Zuhörer. Gleichzeitig nahm er den Widerspruch zu den Erwartungen seiner Partner in Kauf, so daß sie schließlich ihr Interesse an ihm verloren. Der Bericht von der Areopagrede des Paulus endet aber mit der Feststellung, daß es trotz der Zurückweisung durch die Mehrheit der Zuhörer einige wenige gab, die sich von der Kraft seiner Rede überzeugen ließen.

Die Reichweite der Losung

Mit seinen Bibelarbeiten ermöglichte J. Ebach ein Verständnis der Kirchentags-Losung, das sie nicht nur als eine thematische Aussage über die Eigenschaften des Wortes Gottes deutet, sondern deutlich machte, daß sie gleichzeitig die Bedingungen zur Sprache bringt, unter denen das Wort Gottes erkannt wird und bei den Menschen wirksam ist. Damit wies die Losung über den Kirchentag als ein lokal und zeitlich begrenztes Ereignis hinaus und bot die Möglichkeit, ihn in die lokalen und globalen Kontexte zu verorten. Diesem Programm waren auch die drei Themenbereiche «Mensch», «Gemeinschaft» und «Welt» verpflichtet. Gleich im ersten Hauptreferat präzisierte die Kulturwissenschaftlerin Monika Wohlrab-Sahr den Zusammenhang von lokalen Kontexten und globalen Vernetzungen, wenn sie feststellte, ihre Untersuchungen hätten hinreichend gezeigt, daß globale Zusammenhänge nicht erst über den interreligiösen Dialog ins Spiel kämen, für die man sich mit Profilbildung wappnen könne. Vielmehr sei die Welt schon längst über Zuwanderung in den eigenen Kirchen präsent.

Die Relevanz dieser Feststellung zeigte sich auf dem Kölner Kirchentag in der kontroversen Debatte auf dem Podium «Wie hältst du's mit der Religionsfreiheit?» im «Zentrum Begegnung mit Muslimen». Nachdem der im vergangenen Jahr vom Rat der EKD veröffentlichten Handreichung «Klarheit und gute Nachbarschaft. Christen und Muslimen in Deutschland» von den Vertretern muslimischer Organisationen und Dachverbänden vorgeworfen worden war, sie hätte nicht zur Entspannung der islamfeindlichen Stimmung beigetragen, vielmehr spreche sie die Sprache der Abgrenzung, gab dieses Podium den Kontrahenten die Gelegenheit, ihre Positionen öffentlich vorzulegen. Bekir Alboga, Dialogbeauftragter des «staatlich-türkischen Moscheevereins Ditib» (Köln) und Ayyub Axel Köhler, Vorsitzender des Zentralrates der Muslime in Deutschland (Köln) wiederholten auf dem Podium diese Kritik, während der Ratsvorsitzende der EKD, Bischof Wolfgang Huber (Berlin) den Vorwurf zurückwies, die Denkschrift formuliere einen Generalverdacht gegenüber den Muslimen, bestehe aber auf differenzierte und präzise Forderungen im Respekt vor der Religionsfreiheit, die man von den Muslimen erwarte. Vor allem beharrte W. Huber darauf, daß Religionsfreiheit universale Geltung beanspruche und unteilbar sei. Dies schließe auch die Freiheit zum Religionswechsel ein. Zwar habe der Zentralrat der Muslime in Deutschland in seiner Islamischen Charta von 2002 dieses Recht ausdrücklich akzeptiert, aber diese Erklärung hätte seiner Meinung nach noch nicht ausreichend und damit wirksame praktische Anerkennung gefunden.

Wie hältst du's mit der Religionsfreiheit?

Diese Kritik verband W. Huber mit dem Hinweis, daß es im Streit, welches die angemessene Organisationsform der Muslime in Deutschland sei, um den Status einer Körperschaft des öffentlichen Rechtes zu erhalten, nicht um eine Anpassung an die christlichen Kirchen gehe, sondern um einen stärkeren Zugang zur korporativen Religionsfreiheit auch für Muslime. Dabei habe die historische Entwicklung deutlich gezeigt, daß Religionsfreiheit als universales Menschenrecht nur verwirklicht und gesichert werden könne, wenn die staatliche Ordnung einen säkularen und demokratischen Charakter habe und eine Pluralität von Meinungen und Gruppen zulasse. Aus diesem Grunde müsse der politische Durchsetzungsanspruch von Religionen so weit zurückgenommen werden, daß die Gleichstellung und Gleichbehandlung aller Religionen gewährleistet sei und den Religionsgemeinschaften die Freiheit in der Regelung ihrer Angelegenheiten zuerkannt werde. Ali Ertan Toprak, Generalsekretär der Alevitischen Gemeinde Deutschland (Recklinghausen) griff diese Äußerung von W. Huber auf, um zu erklären, für viele seiner Glaubensgenossen sei der Aufenthalt in Deutschland attraktiv geworden, weil sie in der Türkei nicht als Religionsgemeinschaft anerkannt würden. Auf diese Kritiken gegenüber dem Islam heute reagierte Ayyub Axel Köhler mit dem Hinweis, die christlichen Kirchen hätten einen langwierigen Weg der Gewalt zurückgelegt, bis sie zur Anerkennung der Religionsfreiheit bereit gewesen seien. Er

schlage von seiner Seite vor, daß nach dem Abschluß der vom Bundesinnenminister auf den Weg gebrachten Islamkonferenz in Anlehnung an den Augsburger Religionsfrieden ein «Berliner Religionsfrieden» geschlossen werden solle.
Eine der grundlegenden Erfahrungen des (gemeinsamen) Ökumenischen Kirchentages in Berlin 2003 war die von der Mehrheit der Teilnehmer als schmerzlich empfundene Tatsache, daß trotz so vieler Gemeinsamkeiten die wechselseitige eucharistische Gastfreundschaft nicht möglich ist. Seit dem Berliner Ökumenischen Kirchentag wiederholt sich auf den Katholiken- und Kirchentagen die gleiche Situation: eine selbstverständliche Zusammenarbeit in einer Vielzahl von Veranstaltungen und die Tatsache, daß man bei der Abendmahlsfrage keinen Schritt weitergekommen ist. Auch der Kölner Kirchentag zeigte das gleiche Bild. Nicht nur waren rund 7 Prozent der Dauerteilnehmer Katholiken. An einer Vielzahl von Bibelarbeiten, Referaten und Diskussionspodien waren Katholiken beteiligt. Einer der Höhepunkte des Kirchentages war der gemeinsam von Kardinal Joachim Meisner (Köln) und dem Präses der Rheinischen Kirche, Nikolaus Schneider (Düsseldorf), geleitete ökumenische Gottesdienst im Kölner Dom.

Lernprozesse in der Abendmahlsfrage

Der Situation, wie sich die Lage der Ökumene heute darstellt, widmete sich eine eigene Veranstaltung unter dem Titel «Es muss doch weitergehen! Lernprozesse in der Abendmahlsfrage». In diesem Rahmen informierte die katholische Theologin Dorothea Sattler (Münster/Westf.) über ein Projekt des Berliner Ökumenischen Kirchentages, Menschen zu ihren Erfahrungen über das Abendmahl bzw. die Eucharistiefeier zu befragen. Dabei sei in einer Vielzahl von individuellen Zeugnissen von der Mehrheit der Antwortenden berichtet worden, wie sich Erfahrungen mit Abendmahl bzw. Eucharistiefeiern in ihrer Lebensgeschichte niedergeschlagen hätten, wie wenig dabei aber die Frage der Konfession noch eine Rolle spiele. Diese Stimmen seien ernst zu nehmen, und weil in ihnen der Glaubenssinn der Gläubigen zum Ausdruck komme, seien sie von den Kirchenleitungen zur Kenntnis zu nehmen. D. Sattler bewertete darum Kirchen- und Katholikentage als Orte eines gemeinsamen Lernprozesses der Konfessionen. Sie seien als Schritte auf dem Weg zur wechselseitig ausgesprochenen eucharistischen Gastfreundschaft unverzichtbar.
Diese Beobachtungen von D. Sattler wurden von ihrem Gesprächspartner, dem evangelischen Theologen Michael Welker (Heidelberg), nicht nur geteilt. Er vertiefte sie noch, indem er daran erinnerte, daß es seit dem Forum «Abendmahl» auf den Kirchentagen von Nürnberg (1979) und Stuttgart (1999) zu neuen Akzentuierungen in der evangelischen Abendmahlspraxis gekommen sei. Dies betreffe zwei Dinge, daß man einmal der sorgfältigen Gestaltung des Abendmahles vermehrt Rechnung trage und zweitens die Bedeutung des Lobes der Schöpfung innerhalb der Abendmahlsfeier erkannt habe. M. Welker verband diese positiven Einschätzungen mit der Forderung, daß jeder weitere Schritt in der Abendmahlspraxis sich an den biblischen Traditionen zu orientieren habe. Dies schließe für ihn jede Form einer «anbetungsartigen Verehrung des Mahles» aus und bedeute gleichzeitig die wechselseitig ausgesprochene eucharistische Gastfreundschaft. M. Welker nannte diese beiden Vorbehalte ein «theologisches Konfliktpotential», das einer sorgfältigen Debatte im ökumenischen Gespräch bedürfe.
Michael Welker schloß seine Überlegungen mit dem Vorschlag, weiterhin die großen Schritte anzustreben und dafür die kleinen zu nutzen. Wie ein Kommentar zu dieser Maxime wirkten eine Reihe von persönlichen Stellungnahmen, die in einem Podiumsgespräch unmittelbar nach den Referaten von D. Sattler und M. Welker geäußert wurden. Gudrun Steineck von der Arbeitsgemeinschaft Ökumenische Kreise (Murnau) berichtete aus den Erfahrungen mit «bekenntnisverbindenden Ehen». Der Journalist Klaus Nientiedt (Karlsruhe) präzisierte, daß es nicht um die Frage «alles oder nichts» gehe, sondern um die Wahrnehmung von Möglichkeiten, wie sie häufiger möglich seien als im allgemeinen angenommen werde.
Daß die Dringlichkeit dieser Fragen von einer Mehrheit der Kirchenleitungen in Deutschland erkannt worden ist, wurde im Rahmen der gleichen Veranstaltung von Kardinal Karl Lehmann, Vorsitzender der deutschen Bischofskonferenz (Mainz), und Landesbischof Friedrich Weber, Catholica-Beauftrager der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (Wolfenbüttel), in ihren Referaten festgestellt. Karl Lehmann bemerkte, daß Hindernisse um so schwerer wögen, je mehr Gemeinsamkeit gefunden worden sei. Er nannte drei Bereiche, nämlich «das Fehlen vollwertiger gemeinsamer Gottesdienste an Sonn- und Feiertagen, die uneingeschränkt anerkannt werden; die kirchliche Anerkennung und seelsorgliche Begleitung konfessionsverschiedener Ehen; das Warten auf eine gegenseitige Einladung und Anerkennung im Blick auf das Herrenmahl». Nicht zufällig würden sich diese Bereiche im alltäglichen Leben der Gläubigen auf tiefgreifende Weise auswirken. Deshalb

Wir schlagen Brücken zwischen Köln und Heiligendamm, zwischen dem Kirchentag hier und Ihnen in Rostock.» Mit diesen Worten des Präsidenten des 31. Deutschen Evangelischen Kirchentags, Reinhard Höppner (Magedburg), auf dem Kölner Roncalliplatz begann am 7. Juni 2007 eine Abendveranstaltung mit dem Titel «Die Macht der Würde. Globalisierung neu denken». Bewußt sprach er damit nicht nur die anwesenden rund 10000 Teilnehmer an, sondern er richtete seinen Appell auch an die gleichzeitig in Heiligendamm tagenden Regierungschefs der G8-Staaten, Globalisierung als eine politische Aufgabe zu begreifen: «Die Frage nach der Würde des Menschen hilft uns zu unterscheiden, wo wir auf dem Irrweg sind und welcher Weg Zukunft eröffnet.»
In einer kurzen Ansprache beschrieb der Friedensnobelpreisträger und frühere Erzbischof von Kapstadt, Desmond Tutu, was menschliche Würde ausmacht, wenn er sagte, daß er kein Objekt sei, das Mitleid brauche: «Wir sind geschaffen worden, um zusammenzuleben. Wir können nur zusammen überleben. Wir können nur zusammen menschlich sein. Ihr Führer mögt fragen, was ich brauche, was ich will. Nun, ich frage euch: Was braucht ihr denn? Ich will das Gleiche. Ich bin ein Kind Gottes, ich bin kein Stiefkind Gottes. Ich bin ein Afrikaner – ich bin euer Bruder.»
An diese Verpflichtung der in Heiligendamm beratenden Regierungschefs erinnerte auch der letztjährige Friedensnobelpreisträger Muhammad Yunus (Dhaka) als er kritisierte, die Delegationen hätten es in Heiligendamm versäumt, auf halber Strecke die im Jahre 2000 verabschiedeten Millenniumsziele, bis zum Jahre 2015 eine Halbierung der Armut zu erreichen, zu prüfen. M. Yunus nannte die Millenniumsziele eine der kühnsten Entscheidungen der Menschheit. Sie seien auch erreichbar wenn es gelänge, allen den Zugang zu den erarbeiteten Gütern zu verschaffen. M. Yunus hat mit der Gründung der «Grameen Bank» ein System zur Vergabe von Mikrokrediten geschaffen, die es auch mittellosen ermöglicht, mit diesem Geld Produktionsmittel zu kaufen, mit denen sie ihren Lebensunterhalt und der ihrer Familien bestreiten können. Diese Form der Armutsbekämpfung, bei der den Betroffenen Hilfe geboten wird, um Armut eigenständig überwinden zu können, verlange gleichzeitig eine Veränderung des weltweiten Bankensystems. Für diese Idee der Mikrofinanz ist er 2006 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet worden. *N.K.*

Hinweis: Rupert Neudeck, Winfried Pinger, Hrsg., Die Stärke der Armen – die Kraft der Würde. Entwicklungspolitik in der Globalisierung. Ein Bericht an die Global Marshall Plan Initiative. Mit einem Vorwort von Muhammad Yunus. Global Marshall Plan Initiative, Hamburg 2007.

erforderten sie von den Kirchen einen vorbehaltslosen Einsatz in der Ökumene.

Ökumene ist unverzichtbar

K. Lehmann plädierte im Folgenden für eine Ökumene, die theologische Differenzen und lebensweltlich gewachsene Unterschiede ernst nimmt und auf einen «hohen Konsens» hinarbeitet. Dies bedeute keinen «Totalkonsens», denn bei bestehenden Differenzen sei die Frage entscheidend, ob sie einen kirchentrennenden Charakter hätten. Er nannte drei zu bearbeitende Themenbereiche, nämlich Eucharistie, Kirchesein und Amt. Für ihn sei die «Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigung», die am 31. Oktober 1999 zwischen dem Lutherischen Weltbund und dem Päpstlichen Rat für die Einheit der Christen unterzeichnet worden sei, eine unverzichtbare Basis der Weiterarbeit. Sie gestatte, die Frage nach dem unterschiedlichen Sakraments- und Amtsverständnis in einen umfassenderen Kontext zu stellen, nämlich in den Zusammenhang von Rechtfertigung und Lehre der Kirche.
Daß die Suche nach einer Antwort auf diese Fragen schon allein für sich genommen schwierig genug sei, erwähnte K. Lehmann mehrfach in seinem Referat. Komplizierter werde sie durch die aktuelle Lage, in der die gewachsene Gemeinschaft die noch verbleibenden Differenzen schärfer hervortreten lasse. K. Lehmann warnte vor einer «Ökumene der Profile», in der die Unterschiede auf Kosten der Gemeinsamkeit zur Sprache gebracht würden. Landesbischof Friedrich Weber knüpfte an diese Analyse K. Lehmanns an, wenn er davon warnte, «ökumenische Chancen» zu verpassen. Er habe die Erfahrung machen können, daß die Ökumene in den Gemeinden der «Normalfall» sei. Hier hätten die Kirchenleitungen nicht nur in einem pragmatischen Sinn anzuknüpfen. Vielmehr hätten sie sich zu fragen, was die «gelebte Ökumene» für das Verständnis der Kirche in ihrer Einheit bedeuten könnte. K. Weber zog daraus den Schluß, daß es nicht im Belieben der einzelnen Kirche stehe, ob sie sich der Ökumene verpflichtet wisse. Als die wichtigste Konsequenz aus dieser Sachlage bezeichnete er die Einsicht, daß die Themen der Ökumene in Zukunft verstärkt durch die Grundfragen des Glaubens bestimmt sein würden: Was ist Glaube? Wie wird der Glaube tradiert? Was ist Kirche? Wie entsteht Kirche? Wie verstehe ich Gott, mich und die Welt?

ORIENTIERUNG (ISSN 0030-5502)
erscheint 2× monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Informationen
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Aboverwaltung:
Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich
Redaktion: Telefon 044 204 90 50, E-Mail orientierung@bluewin.ch
Aboverwaltung: Telefon 044 204 90 52, E-Mail orientierung.abo@bluewin.ch
Telefax 044 204 90 51
Homepage: www.orientierung.ch

Redaktion: Nikolaus Klein, Josef Bruhin,
Werner Heierle, Pietro Selvatico

Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-Leutenegger (Muri BE), Heinz Robert Schlette (Bonn),
Knut Walf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 2007:
Schweiz (inkl. MWSt): Fr. 65.– / Studierende Fr. 50.–
Deutschland und Österreich: Euro 52.– / Studierende Euro 40.–
Übrige Länder: Fr. 61.–, Euro 35.– zuzüglich Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr. 100.–, Euro 70.–

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich
Schweiz: Postkonto Zürich 87-573105-7
Deutschland: Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70) Konto Nr. 6290-700
Österreich: Bank Austria, Creditanstalt Zweigstelle Feldkirch (BLZ 12000), Konto Nr. 00473009 306, Orientierung, Feldkirch
Übrige: Credit Suisse, CH-8070 Zürich (BLZ 4842), Konto Nr. 556967-61

Druck: Druckerei Flawil AG, 9230 Flawil

Abonnements-Bestellungen bitte an die Aboverwaltung.
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

Wie diese Fragen im ökumenischen Gespräch behandelt werden können, hängt teilweise davon ab, wie die augenblickliche religiöse und religionspolitische Lage wahrgenommen und beurteilt wird. Im ökumenischen Dialog der letzten Jahrzehnte ist diese Problematik unter dem Stichwort «nichttheologische Faktoren» behandelt worden. Auf dem Kölner Kirchentag waren sie auf dem Forum «Werkstatt Religion in Europa» Anlaß zu einer kontroversen Diskussion. So sprach der Kultursoziologe Detlef Pollack (Frankfurt/Oder) von einem unaufhaltsamen Säkularisierungs- und Individualisierungstrend, dem von Seiten der Kirchen korrigierend begegnet werden müsse, indem sich diese auf ihr «Kerngeschäft» (Gottesdienste und Verkündigung) konzentrierten. Da religiöse Identität nur als explizit religiöse stabil sei, müßten die Kirchen auf ihre klare Präsenz in der Gesellschaft das entscheidende Gewicht legen.

Europas religionspolitische Landschaft

Der Sozialwissenschaftler Karl Gabriel (Münster/Westf.) präzisierte diese Überlegungen, indem er seinerseits von Tendenzen einer weiteren Schwächung der Integrationskraft der Kirchen und einer zunehmenden Individualisierung der Religiosität sprach. Gleichzeitig stellte er fest, daß es durch die Globalisierung zu einer Neubelebung der Religionen gekommen sei. Dies verweise darauf, daß Kirchen weiterhin Orte lebendiger Religiosität sein könnten. Diese Analysen und Urteile ergänzte der Religionshistoriker Hans G. Kippenberg (Erfurt) mit seinen Beobachtungen, daß sich in den letzten Jahrzehnten zivilgesellschaftliche Formen von Religiosität gebildet hätten, die mit der These von der Privatisierung der Religion nicht mehr erfaßt werden könnten. Zunehmend würden Religionen in der zivilgesellschaftlichen Öffentlichkeit Erfahrungen und Ansprüche artikulieren, die zwar ihren Ursprung im privaten Erleben und Beurteilen hätten, aber von anderen geteilt und daher gemeinschaftlich vorgebracht würden. Dieser Vorgang sei grundlegend für die zivilgesellschaftliche Form von Religion heute, wobei die Kirchen dies nocht nicht hinreichend erkannt hätten. Dies zeige sich vor allem dort, wo sie mit zivilgesellschaftlichen Formen miteinander rivalisierender Religionen konfrontiert würden.
Was H.G. Kippenberg für die Kirchen in Europa feststellte, beschrieb der Sozialphilosoph Hans Joas (Erfurt und Chicago) als einen innerchristlichen Vorgang. Die Globalisierung, der das Christentum im Augenblick ausgesetzt sei, werde zu fundamentalen Kräfteverlagerungen innerhalb der Kirchen führen. Dabei werde nicht nur die bisherige zentrale Stellung der europäischen Kirchen in Frage gestellt. Es werde weltweit zu neuen Spannungen im Glaubensverständnis und in der Glaubenspraxis kommen, zu neuartigen Bündnissen und Spaltungstendenzen. Zwar werde sich vermutlich das Wachstum der Pfingstkirchen abschwächen, aber die großen Kirchen würden vermutlich stärkere charismatische Züge annehmen. Durch die zunehmende Migration werde die Präsenz der außereuropäischen Formen des Christentums größer und auch stärker. Denn die «neuen Migranten» würden ihre Verbindungen zu ihren Heimatländern nicht aufgeben, so daß es zu neuen Formen der Wechselwirkungen zwischen den einzelnen Kirchen kommen werde. Ob das Wort Gottes sich in der Zukunft als «lebendig und kräftig und schärfer» erweisen wird, ob die Kirchen zu Dialog und Kooperation über die Grenzen des Christentums hinaus fähig sein werden?

Nikolaus Klein

Die nächsten beiden Nummern der ORIENTIERUNG erscheinen als **Doppelnummern** Ende Juli und Ende August 2007.

Wir wünschen Ihnen eine erholsame Ferienzeit.

Redaktion und Administration der ORIENTIERUNG